

1.25
1098

Diskussionen
des
Wiener psychoanalytischen Vereins.

Herausgegeben
von der Vereinsleitung.

I. Heft.

Über den Selbstmord

insbesondere den

Schüler-Selbstmord.

Beiträge von:

Dr. Alfred Adler, Professor S. Freud, Dr. J. K. Friedjung, Dr. Karl Molitor,
Dr. R. Reitler, Dr. J. Sadger, Dr. W. Stekel, Unus multorum.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1910.

Verlag von J. F. BERGMANN in Wiesbaden.

Sexualleben und Nervenleiden

Die nervösen Störungen sexuellen Ursprungs.

Von

Dr. Leopold Loewenfeld,

Spezialarzt für Nervenkrankheiten in München.

Vierte, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Preis Mk. 7.—. Gebunden Mk. 8.—.

Aus Besprechungen:

Von dem rühmlichst bekannten Werke liegt jetzt bereits die vierte Auflage vor. Bei den vielfach verbreiteten irrigen Meinungen über dieses Gebiet, bei der grossen Gleichgültigkeit auf der einen Seite, dem durch schlechte Literatur genährten Pessimismus auf der anderen ist es freudig zu begrüßen, dass wir in dem Loewenfeldschen Buche ein Werk besitzen, das ruhig und sachlich aufklärend in einer auch für gebildete Laien verständlichen Form die gesamte Klinik, Pathologie und Therapie des Sexuallebens und der mit ihm in Beziehung stehenden Nervenleiden erschöpfend behandelt.

Im übrigen braucht auf die bekannten Vorzüge des Werkes nicht weiter eingegangen zu werden. Die zweckentsprechende und übersichtliche Gliederung und Anordnung des Stoffes, die streng wissenschaftliche Objektivität der Schilderung, die Berücksichtigung auch der abweichenden Meinungen anderer Forscher auf diesem Gebiete lassen in bezug auf Vollständigkeit keine Wünsche übrig. Der Fachmann wie der gebildete Laie werden in gleichem Maße aus der Lektüre des anregend geschriebenen Werkes Nutzen ziehen.

Münchener Allgemeine Zeitung.

Diskussionen

des

Wiener psychoanalytischen Vereins.

Herausgegeben

von der Vereinsleitung.

I. Heft.

Über den Selbstmord

insbesondere den

Schüler-Selbstmord.

Beiträge von:

Dr. Alfred Adler, Professor S. Freud, Dr. J. K. Friedjung, Dr. Karl Molitor,
Dr. R. Reitler, Dr. J. Sadger, Dr. W. Stekel, Unus multorum.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1910.

Nachdruck verboten.

Das Recht der Übersetzung in alle Sprachen bleibt vorbehalten.

Vorwort.

Die Herausgabe der „Wiener psychoanalytischen Diskussionen“ verfolgt in erster Linie den Zweck, psychologische Probleme, die für das öffentliche Wohl von Interesse sind, vor einem grösseren Kreis von Ärzten, Psychologen und Pädagogen von einem Standpunkte aus anzugreifen, wie er sich bei Befolgung der psychoanalytischen Methode ergibt. Über die Mängel einer derartigen Veröffentlichung gegenüber einer geschlossenen Darstellung ist sich der Verein als Herausgeber vollkommen bewusst. Sie bestehen vor allem darin, dass einmal Verschiedenheiten der Ergebnisse einträchtig nebeneinander stehen und gleichzeitig dem Leser geboten werden, dass ein andermal Einzelfragen des Themas nicht vollwertig betont erscheinen. Doch mag ersteres den verschiedenen Stand der psychoanalytischen Erfahrung kennzeichnen, letzteres im Wesen der Diskussion gelegen sein und auch durch nachträgliche Ausarbeitung des gesprochenen Wortes schwerlich verringert werden, — die Vorteile dieser Art von Publikationen sind so unverkennbar, dass sie den Entschluss des Vereines rechtfertigen können. Vor allem bleibt der unmittelbare Zusammenhang mit den Ergebnissen der Psychoanalyse gewahrt, da jeder Autor gezwungen ist, auf seine persönlichen Erfahrungen zurückzugreifen. Andererseits wirkt die Erwartung einer sofortigen Kritik anders als beim Bücherschreiben fördernd auf die strenge Selbstzucht der Gedanken. Wie weit dies den Mitarbeitern gelungen ist und ob die Unmittelbarkeit der rednerischen Wirkung sich wenigstens teilweise in einer Schrift widerspiegeln kann, soll der Leser entscheiden.

Seit 7 Jahren ungefähr tauscht ein Kreis von Ärzten und Psychologen in Wien, der sich die Pflege der Psychoanalyse zur Aufgabe gestellt hat, seine Erfahrungen in wöchentlichen Diskussionsabenden aus. Dieser Kreis war von den Arbeiten Breuers und Freuds ausgegangen, und ihm ist die Entwicklung der Methode und der Erfahrungen der Psychoanalyse in erster Linie zu danken. Seither hat die Psychoanalyse in allen Gegenden der Welt Pflanzstätten gefunden. Die Zahl der Mitarbeiter ist heute schon beträchtlich und rasch im Steigen begriffen. Und wir haben guten Grund zu hoffen, dass wir

trotz der krampfhaften Bemühungen vereinzelter Ketzerrichter in kurzer Zeit die kritischen Köpfe in unserem Lager sehen werden. In Fragen der Wissenschaft wollen wir nicht auf Glauben and Autorität hin angesehen oder geprüft werden, sondern wir verlangen redliche Kritik und Nachprüfung.

Die Neuheit unserer Wissenschaft gestattet folgende Anmerkungen über das Wesen der „psychoanalytischen Methode“. Zuerst von Breuer zum Zwecke der Behandlung nervöser Erkrankung angewandt, wurde sie in der Folge von Freud und seiner Schule ausgestaltet, und bietet gegenwärtig eine Handhabe, psychische Erscheinungen der Gesunden und Kranken in zweifacher Richtung aufzuklären und deren unbewussten Mechanismus bewusst zu machen: 1. in genetischer Richtung, d. h. die Quellen eines psychischen Endgeschehens aufzudecken und die Entwicklungsphasen zu verfolgen, 2. in dynamischer Richtung, d. h. die Korrelation im Triebleben, sei es der Triebe untereinander, sei es der Triebe zu den Anspannungen der Aussenwelt, ferner die kompensatorische Ausgestaltung des Trieblebens und deren Störung im psychischen Überbau festzustellen. Der therapeutische Effekt besteht nun darin, dass unbewusste psychische Einstellungen des Individuums ins Bewusstsein gebracht werden, wo sie sich zum Teil als durch die Entwicklung überholt oder als übertrieben und korrigierbar erweisen.

Die psychoanalytische Methode bedient sich der Einfälle und Mitteilungen des Patienten, um durch systematischen Abbau und Reduktion der psychischen Endphänomene die einfachste, allen Symptomen gemeinschaftliche krankmachende Situation zu konstruieren. Die Richtigkeit dieses Ergebnisses lässt sich jedesmal erweisen, da der vorausgesetzten pathogenen Situation des Kindesalters die wirkliche allmählich ganz erinnerte entspricht. Voraussetzung zur Handhabung dieser Methode sind: genaue Kenntnisse der kindlichen Psyche und ihrer Entwicklung, einbegriffen des Sexualtriebs, und die Kunst, persönlichen Gedankengängen den Einfluss auf die Untersuchung zu versagen, sich vielmehr vom Gedanken- und Gefühlsleben des Patienten leiten zu lassen. Das Übrige muss freilich Schulung und psychologisches Feingefühl leisten.

Ob dies und wie viel davon in dieser ersten Diskussion zu finden ist, mag der geneigte Leser entscheiden.

Wien, am 26. Juni 1910.

Für den Verein:

Dr. Alfred Adler.

I.

Unus multorum:

Zur Prüfung einer wissenschaftlichen Frage besitzt nach landläufiger Meinung der die meiste Berechtigung, dessen Person von der Entscheidung am wenigsten berührt wird. Nur von ihm erwartet man leidenschaftslose Beharrlichkeit, Objektivität, Voraussetzungslosigkeit und wie all die schönen Tugenden des guten Richters heissen.

Gilt es also, Ursachen und Verhütung der Schülerselbstmorde zu erforschen, dann gebührt am wenigsten Beachtung dem Lehrer, selbst dem, dessen eigene Tätigkeit noch von keinem jener unseligen Ereignisse beschattet wurde. Vielleicht dürften sich die berufsmäßigen Vertreter der Schule dieser Entscheidung fügen, wenn sie zugleich für die berufsfreudigen Bekämpfer unseres Schulwesens verbindlich wäre. Ihnen gegenüber, die gerade in den Augenblicken leidenschaftlichster Erregung, wenn wieder ein Schüler als Opfer einer unbegreiflichen Lebensverachtung gefallen ist, mit aller Beredsamkeit des Hasses, mit der ganzen Macht der Tagespresse gegen die „mörderische“ Schule predigen, darf der Lehrer wenigstens das Recht des andern Streittheiles geltend machen.

Ist die Schule, die berufen war, mit stiller, aber kraftvoller Arbeit der Zukunft unserer Kultur Richtung zu geben und so die Gegenwart zu richten, nun selbst zur Angeklagten erniedrigt, so soll es ihr wenigstens nicht gänzlich an Verteidigung fehlen. In diesem Sinne wurden die folgenden Zeilen geschrieben; möge ihnen auch in diesem Sinne zu wirken nicht gänzlich versagt sein!

Wenn der Selbstmord als die Verneinung des stärksten der menschlichen Triebe, des Triebes nach Selbsterhaltung, für unser Gefühl immer normwidrig ist, so gilt das in noch höherem Grade von dem Kinderselbstmord, da wir beim Kinde mit der unverbrauchten Lebenskraft auch unzerstörbaren Lebenswillen vereinigt glauben.

Diese gefühlsmäßige Beurteilung findet ihre volle Bestätigung in den Zahlenreihen der Statistik. Hier zeigt sich, dass die erdrückende Überzahl der Selbstmörder in einem Alter von mehr als 15 Jahren aus dem Leben scheidet. Unter den normwidrigen Lebensverächtern bilden

also die unter 15 Jahren eine Abnormität 2. Ordnung. Und dass diese Klasse von Selbstmördern durchaus nicht parallel mit der Gesamtzahl der Selbstmorde anwächst, muss die Überzeugung ihrer Eigenart noch stärker befestigen.

Darum vermag eine Erklärung, die für die Selbstmorde Erwachsener genügt, noch nicht die Kinderselbstmorde völlig verständlich zu machen. Wohl aber ist es berechtigt, diese Fälle zusammen mit den Selbstmorden von Personen zwischen 15 und 20 Jahren als einheitliches Problem zu behandeln und so die Untersuchung des Kinderselbstmordes zur Frage nach den Gründen des Selbstmordes im jugendlichen Alter zu erweitern.

In den öffentlichen Diskussionen erfährt aber die Frage zugleich mit dieser Verbreiterung eine bedeutende Verengung, indem nur die jugendlichen Selbstmörder, die eine Schule besuchen, in Betracht gezogen werden und ihre Tat als „Schüler selbstmord“ rubriziert wird. Gegen diesen Begriff erheben sich aber Bedenken, die möglichst klar und scharf auszusprechen mir nicht überflüssig scheinen will.

Die Erörterungen, die von den jüngsten Schüler selbstmorden hervorgerufen wurden, zeigten deutlich, dass der engere Begriff „Schüler selbstmord“ den weiteren „Selbstmord im jugendlichen Alter“ aus dem allgemeinen Bewusstsein verdrängt und sich ganz an dessen Stelle gesetzt hat, so dass an die jugendlichen Selbstmörder, die keine Schule besuchen, gar nicht gedacht wird. Aber damit ist noch nicht die ganze Verwirrung aufgedeckt, die mit dem unglückseligen Schlagwort „Schüler selbstmord“ angerichtet wurde.

In der stürmischen Entwicklungsperiode, die fast achtmal so viel Selbstmorde als das Kindesalter aufweist, in der Zeit vom 15.—20. Jahre, gibt es keine anderen Schüler als Mittelschüler, also Schüler selbstmorde nur an Mittelschulen. Darin liegt ein neuer Anstoss zur Verwechslung der Begriffe und Verhüllung der Tatsachen. Wie der „Schüler selbstmord“ den „Selbstmord im jugendlichen Alter“ vergessen macht, so wird er selbst vergessen über dem „Mittelschüler selbstmord.“ Der allein bleibt dem allgemeinen Bewusstsein lebendig als ein blutiges Schreckgespenst, das mit abscheulicher Grausamkeit nur unter der Blüte unserer Jugend mordet.

Man wird diese Darstellung der in unserer Frage herrschenden Irrtümer Übertreibung schelten. Aber man erinnere sich nur der Diskussionen, die in jüngster Zeit durch die Selbstmorde Wiener Mittelschüler erregt wurden. Musste nicht erst ein Communiqué unseres Unterrichtsministeriums erscheinen, um daran zu erinnern, dass Selbstmorde auch von Lehrlingen und Handlungsgehilfen begangen werden?

Je mehr aber der Schüler selbstmord an die jugendlichen Selbstmörder anderer Lebenskreise vergessen lässt, desto stärker wirkt die

im Begriff selbst liegende Aufforderung, jedesmal, wenn ein Schüler freiwillig aus dem Leben geschieden ist, das Motiv seiner Tat in seinem Verhältnis zur Schule zu suchen und dieser die Schuld an dem traurigen Ereignis aufzubürden.

Wie trüglisch dieser am Worte „Schülerselbstmord“ haftende Schein ist, wie oft der Lebensverachtung des jungen Selbstmörders jede Beziehung auf die Schule fehlt, und wie oft, auch wo diese vorhanden ist, bei genauerer Prüfung statt eines verursachenden ein veranlassendes Motiv zutage tritt, das wäre leicht zu zeigen. Aber es wird besser sein, auf die Enthüllung der die Selbstmordfrage verwirrenden Irrtümer die wirklichen Tatbestände in geordneter Reihe folgen zu lassen.

Der Selbstmord im jugendlichen Alter ist eine soziale Erscheinung, die viel weiter zurückreicht als die Eintagshistoriker unserer Tagesblätter ahnen. Er brauchte nicht erst von neronisch gestimmten Gymnasiallehrern herangezuchtet zu werden. Man darf ihn auch nicht mit den Augen des Lokalberichterstatters als österreichische oder gar als Wiener Spezialität ansehen. Sein Verbreitungsgebiet ist die moderne Kulturwelt und gemeinsam mit ihr ist er erwachsen.

In der Renaissance, jener Epoche, da aus dem Bruch mit der jüngsten und der Rückkehr zur ältesten Vergangenheit die moderne Kultur entstand, so reich, aber auch so verwickelt, ruhelos und widerspruchsvoll wie nie eine zuvor, da taucht auch schon die furchtbare Paradoxie des Kinderselbstmordes auf und einer der ersten und scharfsichtigsten Männer moderner Geistesprägung, Michael Montaigne, hat dieses Phänomen als trauriges Zeichen seiner Zeit gewürdigt.

In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sind die Fälle schon so zahlreich, dass sie zu statistischer Aufzeichnung herausfordern. Und so lässt sich für Preussen die Statistik des Kinderselbstmordes bis zum Jahre 1749 zurückverfolgen. In ihren Zahlenreihen ist eine Bewegung nach aufwärts deutlich wahrzunehmen. Zwischen den Jahren 1883—1905 stieg die Selbstmordziffer, d. h. das Verhältnis der jugendlichen Selbstmörder zu 100 000 Altersgenossen, von 7.02 auf 8.26. Doch fehlt glücklicherweise die dem Selbstmord der Erwachsenen eigene Stetigkeit der Zunahme. Es gibt starke Rückschläge, die erst in jahrelangem, allmähligem Anwachsen ausgeglichen werden.

Die Übersicht über die geschichtliche Entwicklung des Kinderselbstmordes hat uns auch den Blick auf die geographische Verbreitung des traurigen Phänomens eröffnet. Wir haben es im Frankreich Montaignes gefunden und brauchen nur hinzuzufügen, dass es auch heute in diesem Lande zu finden ist. Wie in Preussen und im übrigen Deutschland sind die jugendlichen Selbstmörder in der Schweiz, in Italien und England Gegenstand statistischer Beobachtung.

Die Gründe eines Übels von solcher Verbreitung und so hohem Alter können weder zeitlich noch räumlich eng beschränkt sein. Sie können daher nicht in Schuleinrichtungen liegen, die erst der allerneuesten Zeit entstammen und nur in Österreich Geltung haben. Aber gesetzt den Fall, die harte Schulzucht wirke in der Tat so lebensfeindlich, wie es von vielen behauptet wird, womit lässt es sich erklären, dass die Selbstmorde unter der Jugend überhandnehmen, während gleichzeitig das Prinzip der Milde gegen die Schwachen, das sich bereits alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens erobert hat, auch vor den Toren der Schule nicht Halt macht?

Wie viel milder die Schule im Laufe einer Generation geworden ist, soll nur an einer kleinen Tatsache gezeigt werden. Ein hoher und hochverdienter Beamter unserer Unterrichtsbehörde durfte es in seinen jungen Jahren, als er noch selbst im Lehramt tätig war, für zulässig erachten, am Schlusse eines Semesters in einer Klasse weit über die Hälfte der Schüler mit „nicht genügend“ und „ganz ungenügend“ zu zensieren. Wie könnte aber heutzutage ein Lehrer ein solches Klassifikationsergebnis verantworten, da die Unterrichtsbehörde schon bei 25 % „nicht genügend“ — die „ganz ungenügend“ sind abgeschafft — eine Rechtfertigung verlangt und gewöhnlich noch eine tüchtige Nase dreingibt?

Wenn also unsern Schülern noch immer nicht gegönnt ist, ein freies Leben, ein Leben voller Wonne, zu führen, ein sanfteres ist ihnen jedenfalls zuteil geworden, und wenn sie es dennoch häufiger als früher von sich werfen, so darf darum die Schule kein Vorwurf treffen.

Aber selbst die Zunahme der Schülerelbstmorde können wir keineswegs als feststehende Tatsache gelten lassen. Zwar steht uns leider statistisches Material nicht für österreichische, sondern nur für preussische Schulen zur Verfügung. Aber die sind gewiss nicht milder als die unsern. Wird doch sogar die körperliche Züchtigung, die bei uns ganz verboten ist, dort bis zur Oberstufe der sogenannten „höheren“, d. h. unserer Mittelschulen gehandhabt. Trotz dieser schneidigen Schulzucht war die Zahl der an Preussens niederen und höheren Schulen im Jahre 1905 begangenen Selbstmorde nicht grösser als im Jahre 1883. Sie betrug beidemale 58.

Eine Zunahme der Selbstmorde ist aber auch dann nicht nachweisbar, wenn die Statistik auf die höheren Schulen, das Gegenstück unserer vielgefürchteten Mittelschule, beschränkt wird. Im Jahre 1883 endeten 19 Schüler dieser Anstalten durch Selbstmord, dagegen im Jahre 1905 nur 18.

Über die Zeit zwischen 1869 und 1881 urteilte eine vom Unterrichtsminister von Gossler im Jahre 1883 berufene Untersuchungs-

kommission, der auch Rudolf Virchow angehörte, dass in dem vorgelegten statistischen Material „nicht die mindeste Spur für die vielfach behauptete Zunahme der Selbstmorde unter den Schülern höherer Unterrichtsanstalten“ zu entdecken sei.

Das Gutachten zeigt, aus welchem Grunde es eingeholt wurde. Es galt, die Anklagen zu prüfen, die schon damals und sogar im Lande der Autorität, in Preussen, wegen der Schülerselbstmorde gegen die höheren Schulen öffentlich erhoben wurden.

Auch diesem gefährlichsten Kampfmittel ihrer Feinde hält also die Mittelschule fast durch ein Menschenalter stand. Das mag ihren Verteidigern eine Ermunterung sein, im Streite auszuharren.

Mit der Aufstellung eines neuen Beweismittels zu Gunsten der befehdeten Schule wollen wir sogleich unserer eigenen Mahnung Folge leisten.

Die Selbstmordziffer für jugendliche Personen ist im Jahre 1905 um 1,26 höher als 1883. Auf Rechnung der Schülerselbstmorde kann diese Steigerung nicht gesetzt werden. Denn die sind, wie bereits erwähnt wurde, 1905 nicht zahlreicher als 1883. Der Selbstmord kann sich demnach nur unter dem Teil der Jugend, der keine Schule mehr besucht, sondern im praktischen Leben steht, ausgebreitet haben.

Also scheint die Schule, und zwar auch die Mittelschule, auf die Zunahme der Selbstmorde nicht, wie immer behauptet wird, fördernd, sondern weit eher hemmend einzuwirken. Eine endgiltige Entscheidung über den Einfluss der Mittelschule auf die Selbstmordbewegung liesse sich freilich nur durch eine statistische Untersuchung auf breitester Grundlage gewinnen. Ihre Durchführung müssen wir natürlich unserer statistischen Zentralkommission überlassen, ihre Methode aber glauben wir andeuten zu dürfen.

Man zählt einerseits alle Mittelschüler, andererseits die gleichaltrige Jugend der andern Lebenskreise und bestimmt innerhalb jeder dieser zwei Klassen, der wievielte Teil ihrer Gesamtzahl in einem Jahre durch Selbstmord endet.

Die Anzeichen, die uns die preussische Statistik geliefert hat, berechtigen uns zu der Vermutung, dass die Selbstmordziffer in beiden Gruppen gleich oder sogar auf Seite der Mittelschüler niedriger sein wird. Mögen wir bald der zuständigen Behörde eine vollgiltige Bestätigung zu danken haben.

Eines aber kann schon jetzt als Binsenwahrheit gelten, dass nämlich die Schule mindestens nicht die einzige Macht ist, die jugendliche Personen aus dem Leben treibt. Davon zeugt nicht nur die gewaltige Menge junger Selbstmörder, die zur Zeit ihrer Tat die Schuljahre bereits hinter sich hatten, das lässt sich, trotz des trügerischen Scheins, den das Wort verbreitet, auch für die Schülerselbstmorde nachweisen.

Die Statistik der an den preussischen Schulen vorkommenden Selbstmorde zieht auch deren Motive in den Kreis ihrer Beobachtung. Leider unterlässt sie es dabei, „harte Behandlung durch Lehrer“ von „harter Behandlung durch Eltern und Angehörige“ zu scheiden.

Auf Grund argwöhnischster Prüfung dieses Materials konnte der preussische Psychiater Eulenburg¹⁾ doch nur für 37 0/0 aller Fälle einen ursächlichen Zusammenhang mit Furcht vor der Bestrafung eines Schulvergehens oder Kränkung wegen mangelhafter Schulerfolge vermuten.

Mithin sind die Schülerselbstmorde, die ihren Namen verdienen, weil sie durch die Schule motiviert sind, bei weitem in der Minderzahl.

Aber die Schule hat doch selbst nur als Vorbereitung auf das Leben Daseinsrecht; ist darum nicht jeder einzelne Fall, wo die Schule Lebensflucht bewirkt, eine furchtbare Paradoxie?

Gewiss! Aber gerade das paradoxe Missverhältnis zwischen der Wichtigkeit der Motive und der unvergleichlichen Schwere des Entschlusses verbindet diese Schülerselbstmorde mit den andern Fällen von Kinderselbstmord, von denen sie gewöhnlich sorgfältig geschieden werden.

So gut wie eine Schulstrafe kann auch eine häusliche Züchtigung durch die Angst, die ihr vorausgeht, oder die Kränkung, die ihr folgt, augenblicklich zum Selbstmord treiben. Und wenn sogar das Verbot, die Kirmesse zu besuchen, oder die Verweigerung der Teilnahme an einer Treibjagd oder an der Rübenarbeit einen Jungen zum Selbstmörder machen kann, so blicken wir in eine Eigenart kindlichen Seelenlebens, die zum mindesten vorläufig jeder Berechnung spottet, und das Rätsel der Schülerselbstmorde verschwindet in den weit umfassenderen Rätselfragen der Psychologie und Psychopathologie des Kindes. Denn pathologisch ist mindestens ein Teil der jugendlichen Selbstmörder. Das ist gerade für die Spezies, die uns besonders interessiert, zweifellos erwiesen.

Eine von Eulenburg geführte Untersuchung über 320 an Preussens höheren Schulen begangene Selbstmorde, der genaue amtliche Berichte über jeden Fall zur Grundlage dienten, ergab bei 10 0/0 der Fälle ausgesprochene Geistesstörung. „Es würden ihrer,“ fügt der Autor hinzu, „vermutlich noch mehr sein, wenn wir nicht gerade nach dieser Richtung hin, wo es auf spezifisch ärztliche Bekundungen ankommt, von den vorliegenden Berichten vielfach im Stich gelassen würden.“ (S. 12.)

Unter den sicher pathologischen Selbstmördern, deren Geschichte Eulenburg genauer erzählt (S. 13 ff.), verdient ein Abiturient, der sich

¹⁾ Schülerselbstmorde. A. Eulenburg, Sonderabdruck aus dem V. Jahrgang der Monatsschrift für pädagogische Reform „Der Säemann“ 1909. B. G. Teubner, Leipzig.

am Tage der schriftlichen Reifeprüfung auf dem Friedhof erschoss, besonderes Interesse. Wie viel edle Entrüstung über die mörderische Prüfungsspeine liesse sich aus dieser traurigen Begebenheit schöpfen, wüsste man nicht, dass der bedauernswerte Junge seit fünf Jahren „wegen kranker Nerven“ in ärztlicher Behandlung stand und erblich belastet war.

Der Fall ist aber auch aus einem andern Grunde lehrreich. Er bildet gewissermaßen ein Mittelglied zwischen Selbstmorden, die auf eine akute psychische Erkrankung folgen, und solchen, wo zwar diese fehlt, aber „eine angeborene, mehr oder minder schwere neuropathische Belastung, eine konstitutionelle Veranlagung in Form von Inferiorität oder Minderwertigkeit“ (S. 15) nachweisbar ist. Zu dieser zweiten Gruppe gehören nach Eulenburg von jenen 320 genau beschriebenen Fällen mindestens 57, das sind fast 18 $\frac{1}{10}$.

Viele der hier eingereichten Selbstmörder stammten aus Trinkerfamilien oder waren in anderer Art erblich schwer belastet. Hatte die geistige Abnormität schon bei einem oder gar einigen von den älteren Familienmitgliedern zum Selbstmorde geführt, so verstärkte sich die Macht der erblichen Belastung durch die suggestive Kraft des Vorbildes, über die wegen ihrer ausserordentlichen Bedeutung später ausführlicher gehandelt werden soll. Hier aber verweisen wir auf die Entwicklungsstörungen, die der jugendliche Geist im Kreise einer abnorm gearteten Familie notwendig erleidet.

Wenn nun ein Knabe, den Umstände wie die eben geschilderten zur Minderwertigkeit herabgedrückt haben, den Anforderungen der Schule nicht entspricht, und, statt gegen den Misserfolg mit erneuter Anstrengung anzukämpfen, das Spiel verloren gibt und sich tötet, trägt dann die Schule Schuld an seinem Untergang?

Mit der wunderbaren Geistesklarheit des Sterbenden, die einst naive Frömmigkeit als Sehergabe verehrte, hat einer jener Unglücklichen die Frage beantwortet. Es war ein 16jähriger Knabe, ein uneheliches Kind, daher nach der Mutter benannt, vom Vater auch nach der Legitimierung des Verhältnisses nicht anerkannt und hart behandelt. Als er die Versetzung in die Obersekunda der Realschule, auf die er mit gänzlich unbegründeter Selbsttäuschung gehofft hatte, nicht erreichte, erschoss er sich. In seiner Tasche fand man eine Visitenkarte mit folgenden Zeilen: „Liebe Eltern! Verzeiht mir. Ich wusste es wirklich nicht, dass es so kommen sollte. Mein schwacher Charakter lässt es wieder nicht zu, diese Schmach zu ertragen. Dr. E. (der Ordinarius der Klasse) sei auf das beste gegrüsst.“ So lässt der Unglückliche auf das Bekenntnis seiner Schwäche als sein letztes Wort den Abschiedsgruss für den Lehrer folgen. Tieferschüttert flüstern wir: *Have, anima candida!* —

Wie aber erscheinen uns jetzt die Zeitungsschreiber, die solche Fälle — es gibt ihrer nur allzuvielen — mit einem von keinerlei Sachkenntnis getrübbten Urteil und daher erstaunlich einfach darstellen: Schülerselbstmord — die Schule ist schuld!

Doch besser als mit denen zu streiten, die nicht belehrt sein wollen, ist es für uns, selbst neue Belehrung zu suchen.

Fast bei einem Viertel der 320 Schülerselbstmorde, über die sich Eulenburg auf Grund der Akten ein Urteil bilden konnte, lag der Keim der Katastrophe in dem Mangel der für höhere Schulen nötigen Begabung. (S. 17.) So viel Opfer fordert also die Verständnislosigkeit, mit der Kinder von ihren Angehörigen in eine Bahn gezwungen werden, auf der sie selbst bei ehrlichem Bemühen nur Misserfolge erreichen können. Und sind nicht auch diejenigen Opfer zu nennen, welche erst kostbare Jugendjahre daran setzen müssen, die höheren Schulen zu überfüllen, ehe sie für ihre gescheiterte Existenz einen Unterschlupf suchen dürfen?

Und wie leicht liesse sich all dies herbe Unglück der „viel zu vielen“ vermeiden, wenn die Eltern den Warnungen der Lehrer Gehör schenken wollten, oder, da dies doch nur selten erreichbar ist, den Lehrern im Verein mit psychologisch gebildeten Schulärzten die Befugnis eingeräumt würde, körperlich und geistig ungeeignete Schüler zu ihrem eigenen Heil möglichst rasch vom Studium auszuschliessen.

Doch die wackern Rufer im Streite um die Schulreform haben ja ein ganz schmerzloses Mittelchen parat. Zwar die grosse Haupt- und Gliederreform, die Reform der alten Mutter Natur, die missbräuchlich noch immer neben fähigen auch unfähige Köpfe in die Welt setzt, wagen selbst diese rosenroten Optimisten nicht zu versprechen.

Aber sie wissen sich zu helfen. Wollen die Köpfe nicht zu der Schule passen, dann passt man eben die Schule den Köpfen an, solange, bis sich gar keine Reibung mehr ergibt. Jeder Hutmacher trifft solch ein Kunststück, und unsere weisen Schulreformer sollten es nicht zustande bringen? Der Weise versteht alle Handwerke, lehrten die alten Stoiker. Dies viel verlachte Paradoxon findet nun eine allermodernste Bestätigung.

Unsere Schüler werden, da sie nicht nur Schulinteressen haben, vielleicht auch bei der neuen, bequemen Hutfaçon Selbstmorde verüben. Sicher aber wird ein Mord begangen werden an dem geistigen Leben des Volkes. Kleinmütige Bedenken! Vorwärts mit dem Schlachtruf: Schulreform, vorwärts im Klassenkampf der Enterbten im Geiste!

Indess, das Satyrspiel der Schulstürmer und -stürzer soll uns nicht die Tragik der Schülerselbstmorde vergessen machen.

Nachdem wir den verhängnisvollen Widerstreit von Sollen und Können, der das Leben vieler braver, aber unbegabter Schüler zerstört und ihre vom Ehrgeiz verblendeten Eltern mit schwerer Schuld belädt,

gewürdigt haben, betrachten wir den nicht minder mörderischen Zwiespalt zwischen jugendlichem Wollen und Müssen.

Seine zahlreichen Opfer — in Preussen 81 unter 320 (S. 17 u. 20 ff.) — sind Menschen von guter, mitunter hervorragender Begabung, die infolge einer überhasteten Entwicklung in ihren Leistungen und Genüssen gereifte Männlichkeit zu betätigen streben, nach ihren Jahren aber als unmündige Schulknaben zu leben gezwungen sind. Für die verderbliche Frühreife dieser Bedauernswerten die Schule verantwortlich zu machen, wird auch ihren erbittertsten Anklägern nicht einfallen. Scheint doch das gerade Gegenteil, der verdummende Einfluss unserer höheren Lehranstalten auf bedeutende Geister, von zuständiger Seite zum Range eines Naturgesetzes erhoben zu sein. Und wer wüsste nicht, wie viel berühmte Schwachköpfe von Klopstock bis Nietzsche aus dem einzigen Schulpforta hervorgegangen sind?

Wenn also unsere Schulstuben von hypermodernen Poeten, ultrarevolutionären Politikern, übermenschlichen Philosophen und mit allem Menschlichen vertrauten Liebeshelden bevölkert sind, so ist dies die Wirkung der Gesellschaft, die heute nicht anders als in der Werdezeit des Christentums schwer und schmerzlich nach Erneuerung ihres ganzen Lebens ringt und in ihren Riesenkampf auch die Jugend und gerade die Jugend hereinzieht. Aber warum lässt sich die Schule ihre Zöglinge so entreissen? Statt vieler Gründe diene zu ihrer Rechtfertigung nur einer und der einfachste. Wie kurz erscheint im Zeitraum eines Jahres die Frist, die der Schule für ihre Arbeit an der Jugend gesetzt ist. Die ganze übrige Zeit wirken die gesellschaftlichen Mächte, vor allem das elterliche Heim, aber auch die Geselligkeit, die öffentliche Meinung, die neue Literatur und Kunst.

Da mithin die Schüler nicht gehindert werden können, recht früh modern zu werden, wäre es da nicht besser, die Schule, die ängstliche Glücke, folgte ihren Entlein in das ungewohnte Element und finge selber an, lustig im Fahrwasser der Moderne zu plätschern? Hat sie dann erst ihren Schützlingen jede Tätigkeit und jede Tat als ungeschminkte Äusserung der Persönlichkeit freigegeben, wo gibt es dann noch Verkümmern oder gar lebensgefährlichen Konflikt?

Ja, solch eine moderne Musterschule wäre wirklich ganz ungefährlich, so ungefährlich, dass ihr unsere muntern Jungen, die das Schulgesetz brauchen, schon um es zu übertreten, weit aus dem Wege gehen würden. So wenigstens erwarten es die echten Schulmeister, die unsere Jugend kennen und an sie glauben trotz allem.

Vielleicht aber wären, auch ohne dass wir uns zur Zertrümmerung unserer überlieferten Schulformen entschliessen, einige vorbeugende Maßregeln gegen den Schülerelbstmord durchführbar.

Dass für die Aetiologie der Schülerelbstmorde das häusliche Leben die entscheidenden Momente liefert, dagegen Misserfolge in der Schule niemals mehr als Veranlassungen zum Ausbruch der Katastrophe bieten, ist eine Erkenntnis, für die wir unsere Leser nicht zu gewinnen vermochten, da wir in gewollter Beschränkung mit unsern psychologischen Betrachtungen nur in der Oberwelt des Bewussten forschten, um die Fahrt in jene Tiefen, wo die Mütter alles seelischen Lebens, die unbewussten Gedanken und Wünsche hausen, dem rechten Meister im Reiche der Geister und seinen kundigen Adepten zu überlassen. Aber schon unsere flüchtigen Streifungen haben den Einfluss häuslicher Verhältnisse auf die Schülerelbstmorde wenigstens so weit erwiesen, dass die Forderung, mit der Prophylaxe im Hause zu beginnen, begründet erscheint.

Während der Lehrer in verhältnismäßig kurzer Zeit viele Kinder gleichzeitig beobachten muss, dabei vor allem die intellektuellen Anlagen zu sehen bekommt, dagegen in alle tieferen Regungen schon darum nur selten eindringt, weil sie vor ihm absichtlich verschlossen werden, kann im Elternhause jedes einzelne Kind beliebig lang und dabei in ungekünstelter Haltung beobachtet werden. Da lässt sich auch das Aufsteigen eines schweren seelischen Konflikts wahrnehmen und eine bis zur Katastrophe führende Verschärfung hindern. Aber diese Gelegenheit wird keineswegs nach Gebühr benützt. So erfuhr Eulenburg (S. 14), als er zu einem 19jährigen Oberprimaner, der Selbstmord verübt hatte, gerufen wurde, „dass dieser junge Mann schon seit Monaten mit Eltern und Geschwistern kein Wort mehr gewechselt und im Hause völlig sich selbst überlassen offenbar in schwerer Melancholie gelebt hatte.“

Was das Elternhaus zu beobachten versäumt, wird gewöhnlich auch der Schule verborgen bleiben. Bekommt sie aber die nötigen Winke, so vermag sie gewiss vieles zu tun, um einen übermäßig erregten Knaben vor einer Verzweiflungstat zu bewahren. So segensreiches Zusammenwirken ist jedoch nur erreichbar, wenn aus den Herzen der Eltern das krankhafte Misstrauen gegen die Schule schwindet, wenn sie entschlossen sind, mit ihr treue Bundesgenossenschaft zu schliessen, statt wider sie ein grimmiges Trutzbündnis zu schmieden. Vielleicht wäre das ersehnte Vertrauen leichter zu gewinnen, wenn die Schule das gefährliche Vorrecht, über Schülerleistungen unwiderrufliche Urteile zu fällen, verlöre und zur Erledigung von Beschwerden Überprüfungskommissionen eingerichtet würden. Man gebe einem Schüler, der sich zu hart oder gar ungerecht beurteilt fühlt, das Recht, sein besseres Wissen vor einer 2. Instanz in einer Prüfung zu bekunden. Auch der gehässigste Zeitungsschreiber wird dann nicht behaupten können, ein Lehrer habe mit dem „nicht genügend“, das er schrieb,

ein Todesurteil unterzeichnet. (Vgl. Dr. H. Fischl: „Die Klassifikationsorgen“, Die Zeit Nr. 2790, 2. Juli 1910.)

Vom Standpunkt einer den tiefsten und unbewussten Seelenregungen zugewandten Psychologie ist es wohl platte Selbstverständlichkeit, dass auch mit der Änderung des Klassifikationswesens, die wir soeben befürwortet haben, unsere Mittelschüler nicht allen Grund zum Selbstmord verlieren würden, ja dass die wahre und letzte Ursache einer solchen Tat häufig gar nicht zu ermitteln ist und daher noch viel weniger mit vorbeugenden Maßregeln beseitigt werden kann.

Doch es wäre schon viel gewonnen, wenn man den jungen Selbstmordkandidaten das Sterben schwerer zu machen suchte. Zwar ist es richtig, dass ein Mensch, der bereits fest entschlossen ist, aus dem Leben zu scheiden, jedes seiner Absicht entgegenstehende Hindernis zu überwinden weiss und auch vor den schrecklichsten Vernichtungsmitteln nicht zurückscheut. Doch ebensowenig kann bestritten werden, dass Gelegenheit nicht allein Diebe macht, sondern auch Selbstmörder, und dass Gelegenheit zum Selbstmord dem geboten ist, der seinen Tod jederzeit durch eine geringfügige Augenblickshandlung sicher schmerzlos und ohne ekelregende Verstümmelung und Entstellung herbeiführen kann. Allen diesen Bedingungen entspricht die Schusswaffe so vollkommen, dass sie ihrem Besitzer den Gedanken an Selbstmord geradezu aufnötigt oder, wie die Psychologen sagen, suggeriert. Aus eben diesem Grunde verzichtete ein uns bekannter Hochschüler zur Zeit, als er unter starken Verstimmungen litt, auf den zierlichen Revolver, der ihm in den Gymnasialjahren ein liebes Spielzeug gewesen war.

Als ein rechtes Gegenstück zu diesem vorsichtigen jungen Mann erscheint uns jener im vergangenen Winter vielgenannte Wiener Knabe, der sein freies Verfügungsrecht über die väterliche Waffensammlung dazu benutzte, sich die geeignetste Todeswaffe auszuwählen. Natürlich darf man ohne genaue Kenntnis der nähern Umstände nicht behaupten, dass der Gedanke an die Waffensammlung schon den aufkeimenden Entschluss zum Selbstmord begünstigt hat. Jedoch das Gegenteil, die Unwesentlichkeit gerade dieses Faktors, wäre wohl noch weit schwerer zu erweisen. Und so bleibt der traurige Fall nur zu geeignet, jene Väter zu belehren, die bisher meinten, der Revolver gehöre in die Tasche eines rechten Jungen nicht anders als die Taschenuhr.

Indess, die Schusswaffe erzeugt nur darum einen suggestiven Reiz, weil sie die Möglichkeit des Selbstmordes in sich verkörpert. Der Schütze, der ihn an der eigenen Person zur Wirklichkeit erhebt, muss eben darum noch weit suggestiver wirken. Zur vollen Einsicht in die vom Selbstmörder ausgehende Suggestionsgewalt ist aber noch folgende Erwägung nötig: Unter den zahlreichen Mitteln, die zur Selbstvernichtung verwendet werden, besitzt suggestive Kraft nur ein eigent-

liches Mordwerkzeug wie der Revolver, also nicht der Strick und die Phosphorhölzchen, der Fluss und das dreistöckige Haus. Wohl aber lockt jeder Selbstmord, mag er wie immer vollbracht sein, zur genauen Nachahmung.

So werden in einer englischen Stadt, deren Namen ich leider vergessen habe, Selbstmorde durch Herabstürzen von einer Brücke immer nur nach jahrelangen Pausen, dann aber gleich serienweise, verübt (nach Dr. Baer, Der Selbstmord im Kindesalter). Noch viele andere Tatsachen zeigen, dass der Selbstmord ansteckend wirkt. Förmliche Selbstmordepidemien sind schon aus dem Altertum bezeugt. Vom Ende des 5. vorchristlichen Jahrhunderts beginnen sich die Selbstmorde in Athen auffällig zu mehren, sicher unter Mitwirkung des Vorbilds, das der wirkliche oder bloss geglaubte Selbstmord des grossen Staatsmannes Themistokles darbot. (R. Hirzel, Der Selbstmord, Archiv für Religionswissenschaft, 1908, S. 91). Gleichzeitig machte unter den unverstandenen Frauen Athens, Stheneboia, die Heldin einer euripideischen Tragödie, für den Schirlingsbecher Propaganda (S. 102). Im 3. und den folgenden Jahrhunderten, der Epoche des Hellenismus, wird in der Zentrale dieser Kultur, in Alexandria, die Flucht aus dem Leben zu einem alltäglichen Ereignis. Es genügte, dass ein pessimistisch gestimmter Hedonist, Hegesias, mit dem Beinamen *πεισιθάνατος*, der Todesprediger, in seinen Vorträgen das Elend des Daseins und das Recht auf Selbstbefreiung eindringlich erörterte, um eine Menge junger Leute zur praktischen Betätigung dieser lebensverneinenden Lehre zu bewegen. Wie eine Selbstmordepidemie durch Massensuggestion entsteht, tritt hier mit höchster Klarheit zu Tage.

In der grossen Pflanzstätte der hellenistischen Kultur, im kaiserlichen Rom, wird das Recht auf freigewählten Tod zu einem Dogma der in den Fragen der Weltanschauung stoisch, in der Politik republikanisch gesinnten Opposition.

Cato von Utica, der unversöhnliche Gegner des Diktators Cäsar, der den Sturz der Republik nicht überleben wollte, ist der Heilige und Märtyrer, dem diese Gemeinde in den Tod folgt. Doch haben manche Familien ausserdem noch eine eigene Selbstmordtradition, so zwar, dass sich z. B. eine Fannia tötet, weil ihre Mutter und Grossmutter, die beiden Arriae, freiwillig gestorben waren (a. a. O. S. 104, 1).

Blicken wir nun auch auf die neueren Perioden der Sitten- und Geistesgeschichte, so berichtet die berühmte Elisabeth Charlotte, die scharfsichtige und unbefangene Beobachterin der Zeit Ludwigs des XIV., bereits im Jahre 1696 in einem Briefe an die Kurfürstin Sophie von Hannover: „Dass Engländer sich selbst ermorden, ist gar gemein bei ihnen“ (a. a. O. S. 80, Anm. 3), wir können nach Montesquieu

ergänzend hinzufügen, ohne dass man einen Grund ersinnen kann, der sie dabei bestimmt (Esprit des lois XIV, 12, nach Hirzel S. 80, 3). Das Fehlen individueller Motive ist ein sicherer Hinweis auf die Wirkung einer Massensuggestion. Diese zu üben waren schon Hamlets melancholische Betrachtungen über Sein oder Nichtsein wohl geeignet. Dazu kam im Jahre 1668 der *Βιοθάνατος*, eine in London herausgegebene Verteidigungsschrift zu Gunsten des Selbstmordes, die merkwürdigerweise einen Geistlichen von der Paulskirche zum Verfasser hatte.

Wie mit der Verbreitung der englischen Geistesbildung auch die englische Lebensverachtung an Boden gewinnt, lässt sich wiederum aus den Briefen Elisabeth Charlottes nachweisen. 1718 schreibt sie an die Raugräfin Luise: „So fangen unsere teutschen die Englischen maniren ahn, sich selbst umbs leben zu bringen, dass Konnten sie woll bleiben lassen“ (a. a. O. S. 80, 3) und 1722 berichtet sie dem Herrn von Harling: „Die grosse mode zu Paris ist nun, dass man sich selber umbringet“ (S. 83, 4). In Deutschland erreicht die Selbstmord-epidemie erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt. Diesmal war es nicht ein Philosoph, sondern ein urgewaltiger Dichter, der junge Goethe, der, freilich ohne es zu wollen, die Rolle des *πεισιθάνατος*, des Todespredigers, spielte. Seines Werthers „vielbeweintem Schatten“ folgten viele gleichgestimmte Jünglinge ins Grab. Und wem folgte Werther? Der Dichter beantwortet die Frage, indem er auf den Pult dieses Selbstmörders die Emilia Galotti hinlegt (a. a. O. S. 101, 5). Und das Urbild Werthers, der durch seinen Selbstmord berühmt gewordene junge Jerusalem? Der war gewiss nicht zufällig auch im Leben ein Nachahmer der Engländer (a. a. O. S. 81, 3, nach Goethes Werke 26, 156 und 219). Sein freiwilliges Ende machte auf den befreundeten Goethe um so tieferen Eindruck, da ihm selbst der Gedanke an Lebensflucht bereits gefährlich nahe getreten war. Und auch er stand damals im Banne eines grossen Vorbildes. Es war der römische Kaiser Otho, der sich erstach, weil er im Thronstreit gegen Vitellius unterlegen war (a. a. O. S. 103, 2, nach Goethe 26, 221 f.). So schliessen sich vor unsern Augen die Selbstmorde vom Altertum bis auf unsere Zeit zu einer einzigen Kette zusammen, in der ein Glied alle folgenden mit sich zieht, und die Kraft, die sie aneinander schmiedet, heisst Suggestion.

Sich ihr zu entziehen, vermag ein Individuum um so weniger, je kleiner die Widerstandskraft ist, über die seine psychische Organisation verfügt. Das Kind muss daher suggestibler sein als der Mann, gegenüber dem Selbstmord so gut wie in allen anderen Dingen. Tatsächlich zeigt sich der Einfluss der Suggestion bei vielen Kinderselbstmorden mit erschreckender Deutlichkeit. Wir erwähnen nur zwei besonders be-

zeichnende Fälle, die in Baers Untersuchung: „Der Selbstmord im Kindesalter“ verzeichnet sind:

Ein 14jähriger Knabe, berichtet Voisin, erhängte sich, nachdem er drei Kreuze auf die gegenüberliegende Wand gemalt und zu seinen Füßen Weihwasser aufgestellt hatte. Ganz so hatte sich vier Wochen zuvor sein Onkel, der sich oft berauschte, nach dem Frühstück erhängt. — Bei dem Begräbnis eines Knaben, der sich aus unbekannter Ursache erhängt hatte, äusserte — so erzählt Durand — einer der Chorknaben, die dem Sarge folgten, zu seinem Kameraden, er wolle sich auch durch Erhängen töten, und führte seine Absicht vier Tage später aus.

Natürlich wird die suggestive Wirkung solcher Selbstmorde, die das Kind in seiner nächsten Umgebung miterlebt, nur schwer behoben werden können. Doch ereignet es sich wenigstens nicht allzu häufig, dass ein Kind unter die Herrschaft derartiger Eindrücke gerät.

Wohl aber liest heutzutage fast jedes Kind die Zeitung oder darf doch zuhören, wenn sie vorgelesen oder ihr Inhalt erzählt und besprochen wird. So erfährt es immer wieder von Selbstmorden seiner Altersgenossen. Und wenn sich noch die Herren der Presse auf kurze Berichte beschränken wollten. Aber da werden alle näheren Umstände der Tat behaglich ausgemalt und das Mitleid mit dem armen Opfer bedenklich aufgestachelt. Im Laufe der von Tag zu Tag fortgesponnenen Erörterung wird der Selbstmörder zu einem unschuldig Gemordeten, nach den Mördern wird eifrig gefahndet und bald sind sie auch gefunden. Die bösen Lehrer sind es. Ihre kaltherzige Grausamkeit hat den hoffnungsvollen Knaben getötet. Er starb als Märtyrer für die Freiheit der Schule.

Und nun erwäge man die Wirkung einer solchen Presskampagne, die kein Phantasieerzeugnis ist, sondern im letzten Winter nur allzu bittere Wirklichkeit wurde, man bedenke ihre Wirkung auf einen Knaben mitten im stürmischen Entwicklungsalter, der sich als Mann zu fühlen beginnt und für diesen neu gewonnenen Stolz die allerreichste Befriedigung sucht. Konnte er sie in der Schule nicht erringen, hier wird ihm ein Weg gewiesen, sie gegen die Schule zu ertrotzen. Er folgt dem Wink und greift zum Revolver. So sorgt die Presse mit ihrem geräuschvollen Kampf gegen Schülerselbstmord und Schule, dass immer neue Opfer fallen und ihr der Stoff für neue Klagen und Anklagen nicht ausgeht.

Ich habe meiner Verteidigung der Schule in Sachen des Schülerselbstmordes nichts hinzuzufügen. Meine sehr verehrten Herren Gegner! Hier ist die Anklagebank. Ich bitte, nehmen Sie Platz!

II.

Prof. Freud:

Meine Herren! Sie haben alle mit hoher Befriedigung das Plaidoyer des Schulmannes angehört, der die ihm teure Institution nicht unter dem Drucke einer ungerechtfertigten Anklage lassen will. Ich weiss aber, Sie waren ohnedies nicht geneigt, die Beschuldigung, dass die Schule ihre Schüler zum Selbstmord treibe, leichthin für glaubwürdig zu halten. Lassen wir uns indess durch die Sympathie für den Teil, dem hier Unrecht geschehen ist, nicht zu weit fortreissen. Nicht alle Argumente des Herrn Vorredners erscheinen mir stichhaltig. Wenn die Jugendselbstmorde nicht bloss die Mittelschüler, sondern auch Lehrlinge u. a. betreffen, so spricht dieser Umstand an sich die Mittelschule nicht frei; er erfordert vielleicht die Deutung, dass die Mittelschule ihren Zöglingen die Traumata ersetzt, welche andere Adoleszenten in ihren anderen Lebensbedingungen finden. Die Mittelschule soll aber mehr leisten, als dass sie die jungen Leute nicht zum Selbstmord treibt; sie soll ihnen Lust zum Leben machen und ihnen Stütze und Anhalt bieten in einer Lebenszeit, da sie durch die Bedingungen ihrer Entwicklung genötigt werden, ihren Zusammenhang mit dem elterlichen Hause und ihrer Familie zu lockern. Es scheint mir unbestreitbar, dass sie dies nicht tut, und dass sie in vielen Punkten hinter ihrer Aufgabe zurückbleibt, Ersatz für die Familie zu bieten und Interesse für das Leben draussen in der Welt zu erwecken. Es ist hier nicht die Gelegenheit zu einer Kritik der Mittelschule in ihrer gegenwärtigen Gestaltung. Vielleicht darf ich aber ein einziges Moment herausheben. Die Schule darf nie vergessen, dass sie es mit noch unreifen Individuen zu tun hat, denen ein Recht auf Verweilen in gewissen, selbst unerfreulichen Entwicklungsstadien nicht abzusprechen ist. Sie darf nicht die Unerbittlichkeit des Lebens für sich in Anspruch nehmen, darf nicht mehr sein wollen als ein Lebensspiel.

III.

Dr. Rudolf Reitler:

Meine Herrn! Wir bekommen wohl kaum einen erwachsenen Neurotiker in psychoanalytische Behandlung, der nicht schon während seiner Studienzzeit von Selbstmordimpulsen gequält worden wäre, und es ist sehr wahrscheinlich, dass die im späteren Leben auftretenden Selbstmordphantasien nur Repetitionen — selbstverständlich *mutatis mutandis* — dieser jugendlichen Selbstmord-Zwangsvorstellungen sind.

Ich bin berechtigt, von Zwang-Vorstellungen zu reden, denn diese Selbstmordimpulse haben ohne Zweifel zwanghaften Charakter. Wenn

wir eine präzise Diagnose stellen wollen, so müssen wir sagen, dass wir es hier mit einer Mischform der Psychoneurose zu tun haben, mit einer Phobie — der Angst vor der Prüfung — kompliziert durch Zwangsvorstellungen, die sich auf die Selbstvernichtung beziehen.

Scheinbar sind diese zwanghaften Selbstmordimpulse die direkte Reaktion auf die Prüfungsangst.

Die Patienten selbst geben keine andere Ursache an, und auch der grossen Laienmenge scheint es ganz plausibel, dass ein junger Student aus Angst vor der Prüfung sich mit Selbstmordgedanken quält, sie eventuell auch in die Tat umsetzt

Dies ist ja sicher bis zu einem gewissen Grade ganz richtig — soweit es nämlich die bewussten Vorstellungen betrifft —, also denn doch nur zu einem kleineren Teile.

Die psychoanalytische Aufdeckung der unbewussten Gedankenreihen hingegen führt zu ganz andern, viel tiefer liegenden Motiven.

Vor allem zeigt uns die Psychoanalyse aller Phobiker, dass ihre Angst zuerst gänzlich objektlos war, d. h., dass ein derartig Kranker, bevor er sich vor Dieben, Feuer, Überschreiten von Plätzen, Prüfungen, Ansteckungen oder Vergiftungen etc. etc. fürchtete, früher schon ein Stadium durchgemacht hat, in dem alle diese Objekte seiner Angst noch nicht vorhanden waren, in welchem er also ausschliesslich unmotivierter Angst empfand. Und dies ist eine Angstform, die um so fürchterlicher empfunden wird, als sie sich eben auf nichts Reales, dem man entfliehen könnte, bezieht, nur auf ein unheimlich Unbekanntes, auf ein drohendes, unfassbares Etwas, dem man wehrlos preisgegeben ist.

Es ist die „grässliche Angst vor der Angst“, wie sich manche Patienten charakteristisch ausdrücken.

Wie und wann kommt nun diese primäre, objektlose Angst zu Stande?

Nach den Forschungsergebnissen Prof. Freuds am häufigsten dann, wenn der nicht zur normalen Verwendung gelangte Geschlechtstrieb eine Verdrängung erleidet.

Die unbefriedigte Sexualspannung setzt sich in Angst um, welche, da sie wahrscheinlich toxischer Natur sein dürfte, psychisch absolut unbeeinflussbar ist.

Wenn demnach junge Leute an primärer Angstneurose erkranken, so wird das wohl in den meisten Fällen dann geschehen, wenn sie nach vorhergegangener Onanie plötzlich aus irgendwelchen Gründen ihren Sexualtrieb zu verdrängen suchen und der Masturbation entsagen.

Also nicht die Onanie, sondern der Abwehrkampf gegen die Onanie, die Verdrängung der Libido erzeugt die Angstneurose.

Allerdings bleibt diese toxische Angst nicht lange vom Psychischen abgetrennt.

Pathogene Gedankenkomplexe — mehr oder weniger unbewusst — sind wohl in jeder, auch in der jugendlichen Psyche zur Genüge angehäuft, und speziell der Onaniekomplex mit all seinen Selbstvorwürfen und Schuldgefühlen gibt reichliches Material, welches sich mit der ursprünglich objektlosen Angst verbinden kann, so dass aus dieser primären, wahrscheinlich organo-toxischen Actualneurose eine psychogene Angst-hysterie werden kann.

Und nun ist für die Weiterentwicklung der Psychoneurose der Weg frei.

Es ist schon eine enorme Erleichterung für den Patienten, wenn er für seine grundlose Angst, der er hilflos gegenübersteht, ein Objekt findet, vor dem er sich fürchten kann; aber da dieses primäre Objekt zumeist in den Schädigungen der Masturbation gefunden wird, so ist der Zustand dadurch zwar gebessert, aber immerhin noch unerträglich. Denn durch die Natur dieses Objektes ist die Angst zwar intellektuell determiniert, dafür aber in Permanenz erklärt. Die Onanie ist ja nicht mehr ungeschehen zu machen, die Körper und Geist zerstörenden Folgen derselben nach Ansicht der Kranken nicht mehr abzuwenden, daher die beständige Angst ohne absehbares Ende.

Und nun folgt eine weitere psychische Arbeitsleistung: Die Verschiebung des Angsteffektes vom ursprünglich sexuellen auf ein harmloses, soziales Gebiet: in unserm Falle — in dem der studierenden Jugend — auf das Gebiet der Schule. Und damit ist sehr viel gewonnen, denn die zuerst kontinuierliche Angst ist nunmehr einer zeitlichen Einschränkung fähig geworden, und überdies ist durch diese Verschiebung auf ein harmloses Gebiet, der kulturellen Tendenz, die Affektgrösse des Sexualtriebes möglichst zu verkleinern, jedenfalls Rechnung getragen.

Die Tatsache und den psychischen Mechanismus dieser Verschiebung des Angsteffektes vom Sexuellen aufs harmlose Soziale brauche ich in diesem Kreise selbstverständlich nicht des Näheren zu erörtern.

Die Erkenntnis dieser im Leben der Kranken wie Gesunden allüberall nachweisbaren Affektverschiebungen gehört ja zu den festest begründeten Forschungsergebnissen, die wir der Psychoanalyse verdanken.

Nur ganz kurz möchte ich in unserm speziellen, zur Diskussion gestellten Falle darauf hinweisen, dass die Verschiebung der Sexualangst auf die Prüfung deshalb so leicht durchführbar ist, weil erstens die Schule für den Studierenden naturgemäß das nächstliegende Angstobjekt darstellt, denn die ganz normale ängstliche Erwartung, geprüft zu werden, bedarf nur einer Steigerung durch Kräftezufluss von einem andern, dem sexuellen Gebiete her, um zu wirklicher neurotischer Angst erwachsen zu können, und zweitens, weil — und das ist wohl das

Wichtigste — die Prüfungsvorstellung mit dem Sexualgebiet aufs innigste verbunden ist.

Es ist ja eine Psychoanalytikern bekannte Tatsache, dass die Prüfungsangstträume erwachsener Männer regelmäßig der Befürchtung psychisch Impotenter entspringen, die sexuelle „Prüfung“ beim Weibe nicht bestehen zu können.

Bei der studierenden Jugend beobachtet man häufig das Angstmotiv, die Prüfungen nur deshalb nicht mit Erfolg ablegen zu können, weil durch die Masturbation die intellektuellen Fähigkeiten und vor allem das Gedächtnis Schaden gelitten hätten; — also eine teilweise Rückkehr des auf die Prüfung verschobenen Angsteffektes zum ursprünglichen Onaniekomplex.

Ebenso bekannt ist die Tatsache, dass viele Kinder, wenn die Angst in der Schule, z. B. bei einer schriftlichen Arbeit zu übermächtig wird — zu onanieren beginnen. Und im selben Momente, in dem der Höhepunkt der Sexualbefriedigung erreicht ist, im selben Momente ist auch die ganze Angst verschwunden.

Die Erklärung dieses, wie es scheint, recht häufig vorkommenden Phänomens liegt offenbar darin, dass die ursprünglich aus Sexualverdrängung entstandene Angst für das bloss vorgeschobene Objekt — die Prüfung — zu hohe Werte erreicht hat; der Fassungsraum war gewissermaßen zu klein geworden; die Angst sprengte ihre Bande und kehrt nun vom harmlosen sozialen auf ihr wahres Entstehungsgebiet, das Sexuelle, zurück, und, sobald dort die Libidoverdrängung durch den onanistischen Akt aufgehoben wird, ist durch diese Entspannung auch die Angst beseitigt.

Solche Kinder werden schwerlich Selbstmörder werden. Sie finden den Weg, ihre Angst von der falschen Verbindung mit dem vorgeschobenen Objekte, der Schule, loszulösen und sie auf ihr ursprüngliches Objekt zurückzuführen, wo allein durch die Aufhebung der angst-erzeugenden Sexualverdrängung die erlösende Entlastung möglich ist.

Und wenn später diese Jungen auch den weiteren Weg rechtzeitig finden, den Weg von der infantilen Sexualbetätigung, der Onanie, zum normalen Geschlechtsverkehr mit dem Weibe, dann kann man mit Recht die Hoffnung hegen, dass aus diesen jungen Leuten trotz aller vorhergegangenen neurotischen Angstanfälle noch ganz vorzügliche und brauchbare Menschen werden, — und vielleicht nicht einmal „trotz“, vielleicht sogar „eben deswegen“.

Wie geht es aber mit den anderen, welche ihre Sexualangst in der falschen Verknüpfung mit dem vorgeschobenen Objekte, der Schule und allem was drum und dran hängt, zähe fixiert erhalten? Diese suchen sich vorerst in derselben Weise zu helfen wie alle anderen Phobiker: durch Vermeidung des angsterregenden Objektes.

Der Junge, der Prüfungsangst hat, wird also die Schule möglichst oft schwänzen. Es wäre recht gut, wenn sowohl Pädagogen als Eltern sich klar machen würden, dass das Schulschwänzen sehr oft nicht einer leichtsinnigen Vagantenlust entspringt, dass häufiger, als man glaubt, die furchtbarste Angst es ist, die den Jungen möglichst fern von der Schule plan- und ziellos durch die Strassen zu irren zwingt.

Nicht alle jugendlichen Studierende haben zu diesem glatten und simplen Schulschwänzen den nötigen Mut.

Kinder, welche es nicht wagen, zur Schulzeit in den Strassen herum zu laufen, erreichen ihren Zweck ebensogut, indem sie zu Hause bleiben und irgend eine Krankheit simulieren, wobei zu bemerken ist, dass aus dieser ganz bewussten Simulation bei öfterer Wiederholung dieses Tricks, ganz echte hysterische Funktionsstörungen resultieren können, die somit eine bewusst eingeleitete, später durch unbewussten Zwang festgehaltene Konversionshysterie darstellen.

Als letztes und radikalstes Mittel, der Prüfungsangst zu entgehen, bleibt noch der Selbstmord. Wenn alle Menschen, die je einmal im Leben von Selbstmordzwangsideen gequält wurden, diesen Impulsen auch tatsächlich Folge gegeben hätten, dann wäre nicht bloss die Menschheit dezimiert, auch alle Kultur wäre geradezu vernichtet, denn eben die Kulturträger hätten sich ja alle getötet, und der zurückbleibende Rest bestände bloss aus der grossen indifferenzierten Menge konflikt-, skrupel- und hemmungsloser Individuen.

Zum Glücke gehört die wirkliche Ausführung des Suicidium zu den seltenen Ausnahmefällen. Die Meisten begnügen sich mit den Selbstmordimpulsen, und tatsächlich scheint die blosser Idee, der Angst ein für allemal ein Ende machen zu können, derart tröstlich zu wirken, dass man beinahe den Eindruck gewinnt, dass viele Menschen nur durch ihre Selbstmordphantasien am Leben erhalten werden.

IV.

Dr. J. K. Friedjung:

Eine gute Illustration zu den hier ausgeführten letzten Motiven der übergrossen Zahl der Selbstmorde, aber auch ein Beweis für die Unzulänglichkeit der auf der Hand liegenden und dann meist gern geglaubten Erklärung, scheint mir der Selbstmord einer jungen Frau, dessen Vorgeschichte mir aus zuverlässiger Quelle genau bekannt ist. Als hübsches nicht mehr ganz junges Mädchen gewann sie einen Studenten, der in der Familie verkehrte, lieb. Bald darauf verlobte sie sich, von ihren Angehörigen gedrängt, mit einer „guten Partie“, löste das Verlöbniß jedoch nach wenigen Wochen auf. Damals war

sie sehr glücklich, als ihr Geliebter, der übrigens nichts von dieser Liebe ahnte, ihren Entschluss gegen ihre empörte Familie verteidigte. Nach Jahresfrist entschloss sie sich zu einer scheinbar guten Heirat, ihr Mann erwies sich aber als impotent, von masochistischen Neigungen beherrscht, dabei geistig etwas sonderbar. Vier Jahre trug sie diese unglückliche Ehe, wollte sich wiederholt scheiden lassen und gab immer wieder ihren Angehörigen nach, bis sie eines Tages bei diesen einen leider nicht ernst genommenen Selbstmordversuch mit Gift beging. Der Mann, den sie liebte, war indes Arzt geworden, ohne ihr besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Da kam eine kurze Zeit des Glücks: ein Gynäkologe hatte gewisse Beschwerden als Schwangerschaftszeichen erklärt, die Frau glaubte das fast Unmögliche, freute sich auf das Kind, bis sich die Geschwulst als — wachsendes Myoma uteri entpuppte, das nach Jahresfrist etwa per laparotomiam entfernt werden musste. Nach ihrer Genesung erfuhr die Frau irgendwie, dass solches Unglück besonders oft kinderlose Frauen treffe, und nun steigerte sich ihre Abneigung gegen ihren „Mann“ zum Hasse, da sie ihm die Schuld an ihrer Verstümmelung beimaß. Aber eine neue Hoffnung erwachte: jetzt konnte sie sich dem Manne, den sie liebte, ohne Gefahr nähern. Wiederholt suchte sie ihn — er war ja Arzt — auf, klagte ihm all ihr Leid und bot sich ihm in schüchterner Weise an. Er blieb freundschaftlich sachlich. Eines Tages kam sie mit folgendem Berichte: die letzten Wochen habe sie bei ihren Angehörigen zugebracht, die aber wollten sie durchaus bestimmen, zu ihrem Gatten zurückzukehren. Für morgen habe sie es zugesagt. Nun wolle sie von ihm, ihrem besten Freunde, entscheiden lassen, was sie tun solle. Dieser hatte grosse Eile und sagte ihr nur einige freundliche Worte, schickte sie aber dann mit dem Bedenken, diesmal durchaus keine Zeit mehr zu haben, fort. Die Frau ging von ihm in die Wohnung ihres Mannes und erhängte sich. — Die Angehörigen waren überzeugt, die Frau habe den Selbstmord begangen, weil sie die unglückliche Ehe nicht wieder aufnehmen wollte. Dem Kollegen allein war es klar, dass sie darum aus dem Leben geschieden sei, weil er für sie nichts, auch nicht einmal etwas Zeit übrig hatte.

V.

Dr. med. J. Sadger:

Im Vortrage unseres Referenten glaube ich zwei Richtungen zu erkennen: vorerst eine mehr allgemeine, in der er die Wertlosigkeit aller bisherigen Betrachtungsweisen, zumal der statistischen, nachdrücklichst hervorhebt, dann einen mehr persönlichen Teil, der mit

Wärme und Schwung die Mittelschullehrer kräftigst in Schutz nimmt. Mit Recht hat er ausgeführt, dass alle Autoren, sogar die ärztlichen den Kern der Frage stets gründlich vorbeitreffen, dass sie die wichtigsten und seichtesten Motive kritiklos-gläubig wiedergeben, doch nach dem Entscheidenden überhaupt nicht forschen. Entscheidend aber ist hier wie so häufig das erotische Moment. Mich verblüffte besonders, hören zu müssen, dass gelehrte Ärzte so windige Motive wie „Leidenschaft“, „Kummer“ und „Ärger“ ohne nähere Spezifizierung für genügend erachteten, während beispielsweise Baer, der eine Reihe verschiedener Statistiken anführt, bloss in einer einzigen überhaupt und da nur in fünf Fällen die Liebe als Ursache von Schülerelbstmorden zu entdecken vermochte. Ein Verfahren, so oberflächlich und unwissenschaftlich, dass man versucht ist, auch hier den bekannten allgemeinen Widerstand gegen jede erotische Ätiologie schuldtragend zu machen. Um die sexuellen Motive zu erforschen, muss man nun allerdings dringlich suchen, sonst wird man sie niemals zu Tage schürfen. Nicht etwa, weil sie nicht bestünden, sondern darum, weil jeglicher Examinierte sie gern unterdrückt, umso mehr als im Grunde die Nachforscher selber sie nicht sehen mögen, aus eigner unterdrückter Erotik heraus. Nur wer mit Vorsatz darauf pürscht, nicht bewusst, noch unbewusst alles Geschlechtliche übersieht, wird in den allermeisten Fällen von Schülerelbstmorden genügend Sexuelles finden als Tiefstes und wirklich Ausschlaggebendes.

Vielleicht kommt manchem ein Beispiel aus der Klinik zu Sinn. Die Zeit ist noch nicht so lange entfernt, dass man bei Gehirnerweichung und Rückenmarksschwindsucht durchaus nicht Syphilis als einzige Ursache zugeben mochte, sondern allen möglichen andern Faktoren die Schuld hierfür zuschob. Erst nachdem anerkannte Autoritäten stets wieder auf die luetische Infektion als Grundursache hinwiesen, begannen auch die Widerstrebenden immer häufiger diese Quelle zu entdecken. Jetzt hub auch die Fragestellung an, anders zu lauten und weit verlässlichere Resultate zu geben. Wenn man vordem zaghaft, gewissermaßen sich selber genierend, examiniert hatte: „Ich will Ihnen nicht nahetreten, aber haben Sie Sich vielleicht einmal infiziert?“, antwortete der Kranke in den meisten Fällen natürlich mit „Nein!“ Nun fragte man ruhig und bestimmt. „Wann haben Sie Sich Ihren Schanker geholt?“ und bekam in der Regel die Wahrheit zu hören.

Seine Liebessachen pflegt man in gesunden Tagen nun nicht einfach an die grosse Glocke zu hängen. Darnach muss man forschen, eindringlich forschen, der Arzt muss mit menschlich-warmer Teilnahme dem andern zu Gemüte reden, so er nicht stets betrogen sein will. Lügen doch die Menschen nirgends so oft und derart hartnäckig als über die Äusserungen ihres Geschlechtstrieb. Bloss wer von Haus aus sehr ehrlich ist und starken Charakters, wird da ohne Zwang die

Wahrheit bekennen. Gemeinhin eröffnet man sich nur jenem, der einem sichtbare Liebe schenkt. Vermag doch niemand ohne Liebe zu leben, und am wenigsten in der Pubertät, allerhöchstens ohne Geschlechtsbetätigung.

Prüfen wir nunmehr die landläufig angegebenen Ursachen der Schülerselbstmorde, so sehe ich zunächst von jenen ab, die mangelhaft erforscht sind. Wer Leidenschaft und Kummer, diesen unbestimmten Begriffen, nun näher an den Leib rückt, wird oft genug finden, dass es sich minder um banalen Kummer und Alltagsleidenschaften handelt, denn um Liebeskummer und Liebesempfinden, um mangelnde Zärtlichkeit der Umgebung. Das Nämliche gilt von den unbekanntem Motiven. Nun zu einigen ernster zu nehmenden Ursachen, wie schwere Belastung, ja Geisteskrankheit, Selbstmordmanie in einzelnen Familien, endlich Selbstmord aus Nachahmung und Suggestion. Wir wissen tatsächlich, dass eines der Kardinalstigmata schwerer Belastung, der chronische Trübsinn, der dann gewöhnlich in der Pubertät zum Ausbruch kommt. Doch haben mich meine Psychoanalysen stets wieder belehrt, dass dieser Zusammenhang zwar richtig ist, doch mit nichten erschöpfend. Vor kurzem z. B. beschrieb ich den Fall eines 32-jährigen Mannes aus äusserst schwer belasteter Familie. Unter anderm litt er an rezidivierenden Anfällen tiefster Schwermut, die den Gedanken an Selbstmord ihm nahelegten. Allein es liess sich durch die Psychoanalyse erweisen, dass jede einzelne Schwermutsattacke von sexuellen Gründen ausgelöst wurde. Das gilt nun nicht etwa bloss für den eben beschriebenen Fall, sondern ist, wie gehäufte Erfahrung mich lehrte, als Regel zu nehmen. Wenigstens konnte ich in allen Fällen, die ich zu analysieren Gelegenheit hatte, da neben dem konstitutionellen Faktor, der als *conditio sine qua non* nicht geleugnet werden darf, sexuelle Motive mindestens als unmittelbar auslösend stets aufzeigen.

Nicht anders ist's mit dem familiären Selbstmord bestellt, sowie jenem aus Suggestion und Nachahmung. Auch hier trifft neuerdings durchaus zu, dass eine angeborene Minderwertigkeit, ein konstitutioneller Faktor besteht. Man erfährt z. B., dass in einer Familie der Vater sich in bestimmten Jahren erschossen habe. Dann wachsen seine Söhne heran und in der nämlichen Lebensperiode greifen sie alle zur gleichen Waffe. Nur dünkt mich da jedesmal noch ein zweites Moment im Spiele zu sein, dem durchaus nicht mindere Bedeutung zukommt: die Identifizierung mit dem Vater nämlich, entweder, wie so häufig, aus grosser Liebe, oder auch auf grund des nämlichen ätiologischen Anspruchs, der uns später bei den Schülerselbstmorden noch beschäftigen wird. Grundlegend jedoch bleibt immer die Liebe oder ungestilltes Bedürfnis nach ihr. Ja, sogar die Psychosen liefern ein glänzendes Beispiel hierfür. Auch der Geisteskranke begeht keinen Selbstmord

ohne subjektiv für ihn zwingende Gründe, welche wir bloss freilich selten erraten. Nicht umsonst ist die Selbstmordpsychose *κατ' ἐξοχήν*, die Melancholie, eine Alterserkrankung, von Menschen also, die selber Minderung ihrer eigenen Liebefähigkeit wahrnehmen und auch von andern keine Liebe mehr zu erhoffen haben. Wenn solche Melancholiker auch bei grossem Geldreichtum ganz typisch klagen, sie seien verarmt, so wissen wir heute, dass im Grunde sie Recht haben und nicht die Gesunden, die in ihrem verständnislosen Hochmut sie gar nicht begreifen. Denn nicht an Geld sind jene verarmt, wohl aber an Liebe. Und hier möchte ich aus meiner Erfahrung den Satz aufstellen: Das Leben gibt bloss jener auf, der Liebe zu erhoffen aufgeben musste!

Nur lasse man niemals ausser Betracht, dass neben der Liebe zum andern Geschlecht, an die man bei diesem Worte stets denkt, auch eine homosexuelle Liebe besteht, d. h. eine solche zum eignen Geschlechte, die in manchen Perioden unseres Lebens, u. z. bei jedem, auch dem Allernormalsten, sich oft stärker erweist als die heterosexuelle. Um keinen Irrtum aufkommen zu lassen, füge ich hinzu, dass wohl zu unterscheiden ist zwischen homosexueller Neigung des Menschen und homosexueller sinnlicher Betätigung. Die erstere ist Regel bei allen Menschen, die letztere Ausnahme und als Dauerphänomen den Perversen zukommend. Eine homosexuelle Neigung jedoch liegt jeder echten, lebenslänglichen Freundschaft zugrunde, jeder starken Sympathie für Personen seines eignen Geschlechtes, und sie spielt in dieser häufigsten, sublimierten Form eine ungeheure Rolle im Alltagsleben, ohne dass auch nur der leiseste Wunsch nach homosexueller Betätigung vorhanden. Ja, Leute mit einem solchen Empfinden erleben in der Ehe nicht selten ein durchaus echtes Glück.

Nun zu dem speziellen Vortragsthema, den Schülerselbstmorden, deren übergrosse Mehrheit in den Jahren der Pubertät erfolgt. Was ist dieser Lebenszeit eigentümlich? Vor allem ein ungeheures Liebesbedürfnis, doch eigentlich erst später zum andern Geschlecht als zu dem eignen. Ein Punkt, der beinahe ausnahmslos vollständig übersehen wird. Nehmen wir dazu, dass in diesen Jahren in der Regel die sexuelle Aufklärung erfolgt mit all dem Gefühlssturm, den sie in jedem Menschen erweckt, so haben wir die tiefen Ursachen beisammen für die grosse Mehrzahl der Schülerselbstmorde. Mit jener Aufklärung Hand in Hand geht zunächst für die Meisten ein grosses Erschrecken. Nicht wenige antworten mit einer kompletten Sexual-Verdrängung oder lassen zumindest jene Aufklärung nicht für die Allergeliebtesten gelten: die eigenen Eltern. „Andere mögen ja Schweine sein, doch von meinem Vater und meiner Mutter glaube ich das nicht!“ kann man öfters hören, von Mädchen wie Jünglingen. Die meisten jedoch fühlen sich betrogen, in

ihrem heiligsten Vertrauen getäuscht. Sie können es den Eltern niemals verzeihen, vor allem dem gleichgeschlechtlichen Teil — aus tiefster homosexueller Neigung heraus. Nunmehr, da sie ihnen „dahintergekommen“, hört alle bisherige Offenheit auf, das gewohnte Erzählen selbst alltäglicher Dinge. Von Tag zu Tag entfremden sich die Kinder den Eltern mehr, seit ihnen die Augen geöffnet wurden. Doch das Liebesbedürfnis ist viel zu mächtig, als dass es sich ertönen liesse, und also brechen trotz aller feindlichen, ja Hasses-Regungen immer wieder Zärtlichkeitsanfälle durch. Dann trachtet das Kind sich zumal dem gleichgeschlechtlichen Teile immer wieder unter einem Vorwand zu nähern, etwa weil es sich so unglücklich fühle, die Zukunft in düstersten Farben schaue u. dgl. Allgemeinheiten mehr. Nur besitzen leider die wenigsten Eltern genügend psychologisches Verständnis für solche Ausbrüche. Sie nehmen die Worte ihrer Kinder buchstäblich, statt hinter ihnen Tiefres zu suchen. Drum trachten sie jene Allgemeinheiten mit Verstandesgründen auszureden, ja, dünken sich vielleicht noch sehr überlegen, weil sie ihr Kind so „vernünftig“ trösteten. Dass sie hier einfach vorbeigeredet, ihr Liebstes gar nicht verstanden haben, dessen Liebessehnen so ganz und gar nicht entgegenkamen, dringt nach meiner Erfahrung ihnen nie zu Sinn. Und dann verwundern sie sich höchlich darüber, wenn ihnen die Kinder herzfremd werden, welche sie doch stets so geliebt und gehegt! O, über diese Vernunftidioten! Hier, wo nach einem Jungschen Wort „die Bedeutung des Vaters für das Schicksal des Einzelnen“ tatsächlich ausschlaggebend wäre, versagen die Väter fast immer ganz.

Nach diesem gewaltigen Seelenschiffbruch sucht der Knabe für sein grosses homosexuelles Bedürfnis ein anderes Objekt. Am nächsten liegt ihm schon seit der Volksschule der typische Vertreter seines Vaters: der Mittelschullehrer. Doch hier folgt meist noch ärgere Enttäuschung. Versteht doch das Gros dieser Professoren die Knabenseele noch um vieles minder als die Lehrer der elementaren Klassen. Diese wissen gar wohl, wenn sie einsichtig sind, dass jedwedes Kind ein Schwärmereibedürfnis besitzt, seine homo- wie heterosexuelle Neigung. Es folgt tatsächlich errötend den Spuren des Lehrers oder der Lehrerin, ist hochbeglückt, so es ihnen die Hefte nach Hause tragen oder Studienbehelfe zubringen darf, versucht auch stets wieder, ihm kleine Liebesbeweise zu geben wie etwa Geschenke oft lächerlichster Art, kurz es beträgt sich wie ein Verliebter. Der richtige Lehrer weiss ganz genau, dass das Kind nur dann ihm sein Allerbestes hergibt und eifrigst lernt, wenn er zuvor dessen Neigung gewonnen. Doch unsere Mittelschulprofessoren — und darin liegt ihre wirkliche Schuld an den Schüler-selbstmorden — sind da weit schlechtere Psychologen, wogegen sie freilich einwenden können, die Seele Halbwüchsiger sei minder durch-

sichtig als jene der Kinder. Meist begnügen sie sich damit, ihr Bestes zu geben, statt der Kinder Bestes herauszulocken durch ihre Liebe. Ich weiss aus eigener, seitdem auch reichlich bei vielen andern erprobten Erfahrung, dass man nur bei jenem Professor viel lernt, für den man Sympathie empfindet, während ein persönlich antipathischer Lehrer, d. h. ein solcher, zu dem man kein Herzensverhältnis gewinnt, einem meist auch interessante Fächer dauernd verleidet. Die Knaben besitzen ein feines Ohr für jede Äusserung warmer Liebe und, wenn sie der Aufsässigkeit ihrer Lehrer Schuld geben, dass sie mangelhaft lernen, so haben sie Recht. Allerdings nicht in dem landläufigen Sinne, dass jene sie ungerecht judizierten, sondern weil sie ihnen die Liebe versagten, ohne die sie ihr Bestes nicht einsetzen können. „Der Professor ist mir aufsässig“ heisst richtiger und wahrer: „er liebt mich nicht, wie soll ich ihm da zu Danke lernen?“ Nun kommt noch dazu, dass die schwere Sexualnot, die die Pubertät in dem Knaben auslöst, jedes andere Interesse oft ganz absorbiert, sodass ihm fürs Lernen nicht Zeit noch Lust bleibt. Jeder Mittelschullehrer kennt die Erscheinung, dass so viele Jungen urplötzlich versagen und sich höchstens noch ganz notdürftig mitschleppen. Es können z. B. aus ehemaligen Vorzugsschülern solche werden, denen man das Durchkommen schenken muss. Bloss dass der Grund in tief erotischen Konflikten zu suchen, erraten unsere Professoren ausnehmend selten. Ich verkenne nun nicht und weiss sogar selber geborene Pädagogen zu nennen, welche solchen Knaben warm ins Gemüt zu reden verstehen und dadurch, dass sie ein volles Herz von Liebe verschenkten, tatsächlich erfreulichen Wandel erzielten. Nur ist dies leider die verschwindende Ausnahme, ein Fall unter tausend. Gemeinhin findet der Knabe nirgends Verständnis noch warmes Entgegenkommen. Muss aber der überall in seinem Liebesehnen Getäuschte auch auf des Professors Neigung noch verzichten, dann gibt dies nicht selten den letzten Ausschlag zu vollem Verzweifeln. Von da bis zum Selbstmord aus irgend einem äusseren Grunde ist bloss mehr ein Schritt. Das schlechte Zeugnis, ein drohender Durchfall oder Dummheiten, welche man sonst gemacht, ja sogar die Nachahmung eines Selbstmörders, mit dem der gleiche ätiologische Anspruch einen verbindet, z. B. Onanie, um derentwillen sich jener entleibte, all das ist bestenfalls Anstoss und Auslösung. Entscheidend jedoch und ausschlaggebend bleibt einzig die unerwiderte Liebe! Denn neuerdings muss ich es wiederholen. Sein Leben wirft nur der Jüngling weg, der die Hoffnung auf Liebe aufgeben musste. Hier müsste das Verständnis der Mittelschullehrer hilfreich einsetzen, denen freilich zuvor selbst den Star zu stechen notwendig wäre. Wenn unsere Professoren liebereicher geworden, weil die Seele der Knaben besser verstehend, dann werden auch die Schüler-selbstmorde weit seltener zu beklagen sein!

VI.

Dr. Wilhelm Stekel:

Unsere Diskussion hat uns gezeigt, wie verschieden die Anschauungen über den Selbstmord sind. Hat doch beispielsweise Kollege Federn den Selbstmord als ein Symptom der Gesundheit aufgefasst. Er steht mit dieser Ansicht nicht allein.

Es fehlt nicht an Philosophen und Dichtern, die den Selbstmord als eine grosse, geradezu erhabene Idee auffassen. Singt doch der Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer dem „ersten Selbstmörder“ eine gedankenvolle, stolz dahinbrausende Hymne, deren erste Verse lauten:

„Dich möcht ich kennen, stolzer Göttersohn,
 Der du zuerst im ungeheuren Schmerz,
 Dem ew'gen Fluch, der blassen Furcht zum Hohn
 Den Stahl gezücket auf das eig'ne Herz;
 Der du zuerst geboren und erfasst
 Den Wutgedanken, den kein Mensch noch trug;
 Von dir zu schleudern dieses Lebens Last,
 Den Blitz, der noch in keine Seele schlug.“

Andere sprechen von einem „konsequenten“ Selbstmord; wir kennen ja Berichte, dass ein Individuum, wie es im klassischen Altertum häufig der Fall war, „aus der Summe der Erkenntnis heraus, als das Fazit eines langen, gedankenreichen Lebens, ohne Affekt, ohne äusseren Zwang in den Tod geht, wenn der Betreffende von der Welt nichts mehr erwartete und ihr nichts mehr geben konnte,“ eine Art des Selbstmordes, die Frau Dr. Stelzner (Analyse von 200 Selbstmordfällen; Berlin 1906, S. Karger) als „philosophischen Selbstmord“ bezeichnet. Wollte man doch den Selbstmord des jungen Weininger als einen solchen philosophischen Selbstmord darstellen!

Ich glaube nicht an den „Selbstmord“ als freiwilliges, stolzes, erlösendes Ende eines Gesunden. Ich glaube nicht an den konsequenten und philosophischen Selbstmord. Wer weiss denn, was sich hinter den Kulissen abgespielt hat? Welche innere Tragödie so als Weltschmerz rationalisiert ein rasches Ende gefunden hat?

Doch gäbe es solche philosophische Selbstmörder, wir wollen heute von ihnen nicht sprechen. Auch nicht von dem Selbstmord jener Unglücklichen, denen tatsächlich kein anderer Ausweg aus dem Labyrinth von Schmerz und Kummer, von Konflikten und Demütigungen zur Verfügung steht, als die Flucht aus dem Leben. Wir wollen hier eine merkwürdige Erscheinung betrachten, die schon die Aufmerksamkeit verschiedener Psychologen auf sich gezogen hat, nämlich: die sich häufenden Selbstmorde junger Menschen, die eben erwachsen, noch halb

Kind sind, die plötzlich unvermutet aus einer scheinbar geringfügigen Ursache heraus zur entsetzlichen Überraschung ihrer Umgebung dem Leben ein Ende machen. Wie genaue Statistiken ergeben, fällt die Hauptanzahl der scheinbar geistig gesunden Selbstmörder auf das Alter zwischen 15 und 25 Jahre.

Worin mag die Ursache dieser Erscheinung liegen, dass die Selbstmorde junger Menschen eine so erschreckende Zunahme zeigen? (Neuerdings will man diese Zunahme nicht zugeben. Die Statistik ist dehnbar! —) Auch der Selbstmord im Kindesalter, eine früher fast unbekannte Erscheinung, nimmt mit unheimlicher Konstanz von Jahr zu Jahr zu. Handelt es sich in allen diesen Fällen um gesunde Menschen mit lebhaften Affekten, die geneigt sind, die Wichtigkeit des Moments zu überschätzen, oder haben jene Autoren recht, die jeden Selbstmord als den Ausdruck einer abnormen geistigen Veranlagung ansehen, einer Psychose, die bisher latent verlaufen ist und keine Symptome gezeigt hat? Oder ist der Selbstmord nur das Symptom einer Neurose, der „Dissociation mentale?“ Lemaitre neigt der letzteren Ansicht zu. (A propos des suicides des jeunes gens; Archives de Psychologie, T. IV, Nr. 15). Durch einen Zufall war er in die Lage gekommen, vier Leute, die Selbstmord begangen hatten, vorher zu untersuchen und bemerkte an ihnen gewisse psychische Abnormitäten. Der erste wäre ein Hysteriker gewesen; der zweite litt an verschiedenen Störungen des Gedächtnisses, und der dritte zeigte eine audition coloré. Auch den vierten Fall möchte er als geistig nicht normal bezeichnen.

Nun zeigt sich gerade bei solchen Gelegenheiten, wie schwierig die Grenze zwischen Krankheit und Gesundheit zu ziehen ist. Sollte jeder Mensch, der irgendeine Abnormität aufweist, geistig abnormal sein, so würde unter den Gebildeten kaum ein Gesunder zu finden sein. Denn wir tragen alle ein heimliches Stück einer Neurose (und vielleicht noch eher ein Stück einer Psychose) mit uns herum. Wir alle sind im gewissen Sinne nerven- und geisteskrank. Es gibt eigentlich keinen Kanon für die geistige Gesundheit des Normalmenschen.

Doch was beweisen denn diese Untersuchungen von Lemaitre, Eulenburg, Gaupp, Baer und anderen, wenn sie uns so wenig aus dem Seelenleben der Selbstmörder erzählen können? Nur die Psychoanalyse kann uns über die geheimen Motive des Suicidiums Aufschluss geben. Mit der Konstatierung, dass der Selbstmörder X. ein Neurotiker gewesen, ist uns nichts gedient.

Nein, ich glaube es ist ein zu wohlfeiler Ausweg, wenn wir, um unser Gewissen zu entlasten, einfach sagen, es habe sich bei allen Selbstmördern um Kranke gehandelt, um psychisch Minderwertige, um die es ohnehin nicht schade war. Die Wurzeln dieser Erscheinung müssen

tiefer liegen, müssen speziell in den Verhältnissen unserer Zeit begründet sein. Wo ist das allen Fällen Gemeinsame? Stelzner meint: „Wie man sich auch bemühen mag, die Selbstmordfälle einzuteilen, zum Beispiel in solche geistig gesunder und geistig kranker Personen, nach der Art der Psychosen oder nach den auslösenden Ursachen, mit einer einzigen Ausnahme bleibt für alle Formen ein gemeinsames Merkmal: eine Einengung aller psychischen Fähigkeiten, das Unvermögen, sich mit Hilfe des Willens, des Verstandes oder der Phantasie einen Ausweg oder eine Änderung des unhaltbaren Zustandes vorzustellen, und mit Hilfe der Idee eines Auswegs sich dem Zwang der Selbstmordvorstellung zu entreissen. Nicht nur die Überwertigkeit der letzteren, sondern vor allem auch das Versagen aller Gegen- und Auswegvorstellungen spielt die entscheidende Rolle. Goethe legt etwa in demselben Sinne Werther in einem Gespräch über dies Thema das Wort in den Mund: Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinth der verworrenen, widerstrebenden Kräfte, und der Mensch muss sterben.“

Aber warum findet die Natur keinen Ausweg? Welche geheime Kraft zerstört alle Hoffnungsgedanken und versperrt alle Auswege und Aussichten? Und gerade bei jungen Menschen, vor denen noch das ganze Leben steht? Wie kommt diese Aussichtslosigkeit bei Kindern zustande?

Wir werden dem Verständnisse des Kinderselbstmordes nie näher kommen, wenn wir nicht auf die Psychologie des Selbstmordes bei Erwachsenen eingehen. Es ist richtig, dass für die Kinder einige andere Gesichtspunkte in Frage kommen. Aber nur einige. Die grossen Grundzüge bleiben für beide Formen des Selbstmordes die gleichen. Die Auslösung eines Selbstmordes kommt bei Kindern leichter zustande. Ihre Neigung zu Affektivität im Vereine mit der diesem Alter eigenen Überschätzung des Affektes, bewirkt es, dass unter gleichen Umständen bei Kindern die Idee eines Selbstmordes viel leichter zur Tat werden kann. Die Veranlassungen zu einem Selbstmorde sind oft lächerlich geringfügige. Gerade das scheint mir ein Beweis zu sein, dass wir hinter den auslösenden Momenten stärkere Kräfte suchen müssen, die der oberflächlichen Forschung unerkant bleiben, dem Psychoanalytiker jedoch sich mehr oder minder deutlich erschliessen.

Es gehörte eine Zeitlang geradezu zum guten Ton des gebildeten Europäers, auf die Schule loszuschlagen und die Schule für den Schüler-selbstmord verantwortlich zu machen. Jene Fälle, die ich zu analysieren Gelegenheit hatte, zeigten mir, dass die Schule nur als auslösendes Moment in Frage kommt. Furcht vor Strafe, schlechte Behandlung von Seiten des Lehrers, mangelhaftes Fortkommen in der Schule sind sicherlich — und das möchte ich mit aller Energie betonen — nicht die alleinige Ursache eines Selbstmordes.

Für den Kinderselbstmord gilt dasselbe, wie für den der Erwachsenen: Er ist eine Strafe, die der aus dem Leben Scheidende an sich selbst vollzogen hat. Das Prinzip der Talion scheint mir dabei die Hauptrolle zu spielen. Niemand tötet sich selbst, der nicht einen anderen töten wollte, oder zumindest einem andern den Tod gewünscht hätte! Wir Psychoanalytiker wissen es, wie gewaltig dieses Spiel mit Todesgedanken, das ebenso die nächsten Angehörigen wie ferner Stehende umfasst, beim Zustandekommen der Neurose mitwirkt. Wir sehen es fast täglich, wie das tiefe Schuld-bewusstsein des Kranken, seine verbrecherischen Neigungen von ihm stürmisch eine Strafe fordern, und wir sind immer in der Lage festzustellen, dass die Neurose neben dem Lustgewinn, den sie dem Kranken bietet, einem Lustgewinn, der sich in der Tendenz zur Flucht in die Krankheit ausdrückt, auch die Strafe darstellt, zu der der Neurotiker sich für seine sündhaften Wünsche und Phantasien verurteilt hat.

Stärker noch als bei den Erwachsenen spielt bei den Kindern der Tod in ihre Phantasien, in ihre Tag- und Nachträume hinein. Aussprüche wie: „Wenn der Papa stirbt, so heirate ich die Mama!“ Oder: „Onkel, wenn Du gestorben bist, so nehme ich mir Deinen Stock mit dem silbernen Knopf“ u. dergl. gehören zu den alltäglichen Vorkommnissen. Bedenken wir auch, dass die an den Kindern vollzogenen Strafen Hass und Rachgefühle wecken, die nicht abreagiert werden können und einer Abfuhr zustreben. Diese Hassgedanken gipfeln häufig genug in Todeswünschen, die anfangs offen, später jedoch heimlich und versteckt auftreten, verdrängt und zu Bildnern neurotischer Symptome werden. Dass Kinder dem verhassten Lehrer den Tod wünschen, ist eine alltägliche Erscheinung; — zumindest gönnen sie ihm eine Krankheit. Und wie häufig verbirgt sich hinter der drohenden Gestalt des Lehrers eine für das Leben des Kindes viel wichtigere Figur —: Der Vater!! Wenn nun religiöse Kräfte, von deren Bedeutung wir bald zu reden haben werden, im Sinne von Hemmungen und Belastungen mitzuwirken beginnen, so ist der psychische Konflikt fertig. Das geheime Gericht des Unbewussten, geht nach dem Prinzip der Talion vor „Auge um Auge, Zahn um Zahn“; es erklärt sich seiner Todeswünsche wegen für schuldig und verurteilt sich zum Tode. Der Selbstmord erscheint somit als das Urteil eines komplizierten endopsychischen Prozesses, die letzte Szene im letzten Akte eines sich langsam abrollenden Seelendramas.

Doch so einfach determiniert sind die seelischen Phänomene nicht. Mit der Strafe für die eigenen Vergehen paart sich das Verlangen, die Eltern, die Erzieher, die Lehrer in empfindlichster Weise zu strafen. „Du sollst schon sehen, wohin mich Deine Hartherzigkeit, Dein Mangel an Liebe getrieben haben.“ Während der verschiedenen Krankheiten,

die das Kind durchgemacht hat, hat es bemerkt, dass die Eltern ihr Benehmen verwandeln, wenn dem kindlichen Leben Gefahr droht. Die Kinder wollen den Eltern den höchsten, teuersten Besitz rauben: das Leben des Kindes. Sie sind dessen sicher, dass sie auf diese Weise ihren Autoritäten den grösstmöglichen Schmerz zufügen. Die an sich vollzogene Strafe ist also zugleich die Bestrafung der vermeintlichen Urheber ihrer Leiden.

In unserer Diskussion war auch von dem Einflusse der Religion die Rede. Es wurde die Vermutung ausgesprochen, dass die kindische Vorstellung von den Freuden, die unser im Himmel warten, dem Selbstmord Vorschub leistet. Die Statistik spricht nicht für diese Annahme. Im Gegenteil! In romanischen Ländern, wo der Glaube fest im Gemüte der Bevölkerung wurzelt, ist der Selbstmord verhältnismässig selten. Während beispielsweise in Deutschland im Jahre 1891—93 auf eine Million Einwohner jährlich 212, in Frankreich 225, in Dänemark 240 Selbstmorde kamen, zeigt das tief religiöse England nur 87, Italien nur 56 und Spanien, die Zwingburg des Klerikalismus, nur 18 Selbstmorde auf eine Million Einwohner. Nach meinen Erfahrungen ist eine tiefe, wahre Religiosität eher geeignet den Selbstmord zu hemmen, wie ja die Neurose zum Teile aus einem Konflikte zwischen Glauben und Unglauben erwächst — einem Konflikte, der im wesentlichen auf einen Kampf zwischen Intellekt und Affekt zurückgeht. Andererseits hat das Christentum sich von jeher bemüht die Tendenz zum Selbstmorde zu unterdrücken. Mir fällt hier ein treffendes Aphorisma von Nietzsche ein: „Das Christentum hat das zur Zeit seiner Entstehung ungeheure Verlangen nach dem Selbstmorde zu einem Hebel seiner Macht gemacht; es liess nur zwei Formen des Selbstmordes übrig, umkleidete sie mit der höchsten Würde und den höchsten Hoffnungen und verbot alle anderen auf eine furchtbare Weise. Aber das Martyrium und die langsame Selbstentleibung des Asketen waren erlaubt.“

Durch diese Ausführungen des grossen Philosophen schimmert ein zweites Problem, der „chronische Selbstmord“. Ich verstehe darunter die Tendenz, sich nicht auf einmal durch einen heroischen Akt, sondern durch eine Reihe von Entbehrungen des Lebens zu berauben. Gerade diese Form ist bei Kindern gar nicht selten. Denken wir an die Fälle von hysterischer Nahrungsverweigerung, von vollständiger, bis zum Ekel vor jeder Nahrung sich steigender Appetitlosigkeit (die freilich auch andere Wurzeln hat), denken wir ferner an die leichtsinnige Art, mit welcher manche Kinder sich bewusst Verkühlungen und Infektionen aussetzen, und wir werden berücksichtigen müssen, dass auch diese Form des Selbstmordes bei der psychologischen Erforschung des Problems mit

in Betracht zu ziehen ist. Speziell eine Form des chronischen Selbstmordes verdient eine gesonderte Besprechung. Ich meine die Onanie. Es ist wenig bekannt, dass die Onanie auch als Strafe und Busse, als ein Mittel, sich das Leben zu verkürzen, angewendet wird. Die Verknüpfung von Lust und Strafe ist uns ja nichts Unbekanntes. Wir brauchen nur an den Flagellantismus und an die Askesen wunderlicher Heiliger zu denken. Wir werden später ersehen, welche gewaltige Rolle der Onanie beim Zustandekommen eines Selbstmordes zukommt. Ich möchte aber schon jetzt betonen, dass die Drohungen der Eltern, welche Kindern die Onanie dadurch abgewöhnen wollen, dass sie ihnen die furchtbarsten Folgen für Leben und Gesundheit bei Fortsetzung des Lasters prophezeien, oft den entgegengesetzten Effekt haben: gerade um das Leben zu verkürzen, setzen manche störrischen Kinder die Onanie fort; für die geheime Lust büssen sie dadurch, dass sie einen Teil ihrer Lebenskraft zu opfern wähnen. Das Verbotene und das gruselige Spiel mit dem Tode erhöhen den Reiz des Lustgewinnes.

Bevor ich auf die Bedeutung der Onanie für das Zustandekommen eines Selbstmordes eingehe, möchte ich noch die merkwürdige Beobachtung mitteilen, dass in kinderarmen Familien der Selbstmord viel häufiger ist, als in kinderreichen. Wiederholt habe ich es beobachtet, dass der einzige Sohn, oder die einzige Tochter sich das Leben genommen haben. Das gibt uns zu denken. Wir haben schon längst konstatieren können, dass das Ein- und Zweikindersystem mit in Rechnung zu stellen ist, wenn man nach den Ursachen des Übernehmens der Neurose forscht. Notwendigerweise muss das Zweikindersystem in seiner übertriebenen Zärtlichkeit die Kinderselbstmorde steigern. Wo wenig Kinder da sind, wird ihr Ehrgeiz in maßloser Weise entflammt. Die Eltern erwarten von dem Kinde die Erfüllung aller weittragenden Pläne, die sie selbst nicht verwirklichen konnten. Das Kind soll das beste in der Schule sein, soll allen anderen voraus kommen, soll etwas Grosses werden, ein grosser Künstler u. s. w. So lange sich das Kind in diesen Ehrgeizträumen wiegen kann, wird es von Lebensfreude erfüllt. Eines Tages jedoch kommt der Bankerott dieser Pläne, die Luftschlösser stürzen ein, das erwachsene Kind sieht das Unmögliche ein, das „Grösste“ zu erreichen, es fehlt ihm die Genügsamkeit sich mit dem „Möglichen“ zu bescheiden, und so entsteht ein neues Motiv, auf ein Leben ohne Erfüllung der geheimen Wünsche zu verzichten. Gerade durch die ursprünglich völlig angenommene Überschätzung der Eltern wird einer folgenschweren eigenen Unterschätzung die Bahn frei gemacht.

Kollege Sadger hat sehr richtig bemerkt, dass die Menschen sich nur dann das Leben nehmen, wenn sie keine Liebe mehr zu erwarten haben. Allein diese Formel bedarf noch der Ergänzung und der Vertiefung. Es

gibt Menschen, die den Mut zur Liebe verloren, denen Hemmungsvorstellungen, Imperative der Eltern und der Gesellschaft den Genuss der Liebe geraubt haben, die unfähig sind, Libido ohne Schuldbewusstsein zu empfinden. Ich denke hier an ein Mädchen, das von glühender Liebeslust erfüllt war, das alle Instinkte dazu drängten, sich sexuell auszuleben, das jedoch eine übermoralische Erziehung mit so vielen Verboten und Hemmungen umgeben hatte, dass es schliesslich keinen anderen Ausweg wusste, als aus dem Leben zu gehen. Die Angst vor der Liebe war fast so gross, als das Verlangen nach ihr. Sie war zu schwach, ihre sexuellen Instinkte auszuleben, zu moralisch, zu schwer mit bürgerlicher hausbackener Moral belastet. Andererseits war das Leben ohne Ausleben der erotischen Instinkte für sie nicht lebenswert und so wollte sie den unlöslichen Konflikt dadurch lösen, dass sie zu sterben beschloss.

Allerdings beweist uns dieser Fall auch die Wahrheit der von Freud vorgebrachten Beobachtungen, dass Selbstmorde sehr häufig mit Inzestgedanken zu tun haben, die ja die Quelle des tiefsten Schuldbewusstseins darstellen. Auch dieses Mädchen hatte ein inzestiöses Trauma in der Kindheit erlebt. Ein Trauma mit ihrem Bruder! Und vielleicht war ihre Unfähigkeit zu lieben darauf gegründet. Sie war zu fest bei der Familie verankert. Ausser den moralischen Hemmungsvorstellungen kam noch das geheime Band in Betracht, das sie an den Bruder knüpfte. Sie kannte nur eine wahre Liebe: Die zu ihrem Bruder, ihrem ersten Geliebten, den man doch nie vergessen kann. Aus diesem Dilemma wählte sie dann den Ausweg des Selbstmordes. Aber noch einen neuen Gesichtspunkt lernen wir bei der Analyse dieses Falles, einen Gesichtspunkt, den ich eigentlich bisher in keinem der von mir beobachteten Fälle von Selbstmord oder Selbstmordabsichten vermisst habe. Die Selbstmordideen traten bei dieser Patientin erst zu einer Zeit auf, nachdem sie die Onanie aufgegeben hatte. Die strenge Abstinenz war mit einer der Ursachen des Selbstmordes. Wir wissen heute, dass für solche Personen die Onanie deshalb so wertvoll ist und selbst durch den sexuellen Akt nicht ersetzt werden kann, weil sie mit teils bewussten, teils unbewussten Inzestphantasien einhergeht. Die Vorwürfe, die sich die Patienten wegen der Onanie machen, richten sich eigentlich gegen die Inzestphantasien. So war es auch in diesem Falle. Die Patientin verband mit dem Autoerotismus die Phantasie an das Erlebnis mit ihrem Bruder. Das Aufgeben der Onanie verlangte zugleich das Aufgeben der Inzestphantasie. Den Selbstmord, der zum Glück nur ein Selbstmordversuch war, vollzog sie, nachdem sie sich aus dem Elternhause entfernt und eine Stelle in der Fremde gefunden hatte. Sie verschaffte sich Morphium und Veronal, welche Mischung sie jedoch gleich erbrach. (Ekel, wie bei einem sexuellen Akte!) Die Art des Selbstmordes, die

Vergiftung, war auch in ihren Phantasien, in welchen Gravidität die grösste Rolle spielte, praeformiert.

Eine zweite Patientin bekam die Selbstmordimpulse erst einige Monate nach Aufgeben der Onanie. Immer stürmischer wurde der Drang „Hand an sich zu legen“. Schon in dieser Ausdrucksform zeigt sich der Selbstmord als symbolischer Ersatz eines autoerotischen Aktes. Ich verweise auf das Gedicht des Dichter-Philosophen Vischer, das den ersten Selbstmörder als einen „stolzen Göttersohn“ bezeichnet. Das erinnert uns unwillkürlich an den Stolz des Autoerotisten, der auf alle Mitwelt verzichten kann und selbstherrlich aus sich heraus sich seine Libido verschafft. Diese Patientin, von der ich sprach, eine Arztesfrau, hatte seit der frühesten Kindheit onaniert, dann geheiratet und war in der Ehe vollkommen anästhetisch. Einzig und allein der fortgesetzte Autoerotismus brachte genügend Libido auf, um sie gesund zu erhalten, bis sie eines Tages in einer Realenzyklopädie einen Artikel über Onanie las, der sie maßlos erschreckte, eine schwere Neurose infolge Abstinenz verursachte, eine Neurose, welche sich fast zur Psychose mit Selbstmord-Impulsen steigerte. Aus der Analyse war ersichtlich, dass der Selbstmord eigentlich als letzter autoerotischer Akt aufzufassen wäre.

Noch beweisender scheint mir ein anderer Fall zu sein. Der Selbstmordversuch eines hochbetagten Künstlers, der sich von einem Freunde eine grössere Dosis Zyankali geben liess, dieselbe austrank in der sicheren Gewissheit in den Tod zu gehen. Es hatte sich aber nur um eine gehörige Dosis Bromkali gehandelt, denn der Ärmste erwachte nach einem etwas längeren Schlaf mit einem dumpfen Kopf und war dem Leben wiedergegeben. Auch dieser Patient litt ebenso wie unter Zwangsvorstellungen und Selbstmordimpulsen, unter den Vorwürfen, die er sich wegen der bis ins hohe Alter hinein betriebenen Onanie machte. Seine schwerste Zwangsvorstellung lautete: Es könnte ihm jemand entgegenkommen und an ihm ein Attentat verüben. Eigentlich eine homosexuelle Reminiszenz aus seinem 9. Lebensjahre. Die Angst entsprach hier dem brennenden Wunsche, jene einzige Art der Befriedigung zu finden, die die höchste Libido erzielt hatte, weil auch aus homosexuellen Triebquellen Lust zuströmte. Auch dieser Patient hatte ein schweres Inzesttrauma hinter sich (mit der Schwester!) und auch bei diesem Kranken erwies sich das Aufgeben der Onanie verknüpft mit dem schweren Schuld-bewusstsein als wichtigste Triebfeder des Selbstmordimpulses. Die Angst, es könnte ihm jemand entgegenkommen, entsprach dem Wunsche, seine Schwester sollte ihm entgegenkommen. Sein höchster Wunsch, der ja seine tiefste Angst werden musste.

Noch von einem vierten Patienten möchte ich erzählen, der bis zum 34. Lebensjahre onanierte. Mit dem Aufgeben der autoerotischen

Befriedigung traten die Selbstmordimpulse auf. Auch hier bewies die Analyse in klarer Weise die Verknüpfung des autoerotischen Aktes mit Inzestphantasien. Er hatte in der Kindheit an Blasenstörungen gelitten. Die den Penis sanft streichelnde Hand der Mutter konnte die Anurie leicht beheben. Bei den onanistischen Akten imitierte er diesen Vorgang. Ist doch jede Onanie eine Rückkehr zur infantilen Form der Befriedigung, zu den ersten Lustquellen. Auch seine Potenz war launisch und die Erektion konnte in manchen Fällen nur durch denselben Griff zustande kommen. Noch ein zweites Moment ist bei diesem, wie bei allen anderen Fällen in Betracht zu ziehen. Handelt es sich doch bei allen onanistischen Akten (siehe Fall III) um ein Kompromiss aus homo- und heterosexuellen Regungen! Speziell in diesem Falle war es ganz deutlich, dass die Onanie neben der Inzestphantasie auch einen homosexuellen Akt (und das ist ja schliesslich die Beschäftigung mit sich selber immer) darstellte.

Alle diese Menschen waren unfähig, ein Leben ohne Onanie zu ertragen. Für sie war die Onanie nicht, wie ich es früher erwähnt habe, Strafe und Busse, sondern geheime Lust, an die sich ein tiefes Schuldbewusstsein knüpfte. Dieses Schuldbewusstsein kann sich, wie Beobachtungen anderer Ärzte zeigen, so steigern, dass der Selbstmord direkt nach einem onanistischen Akt ausgeführt wird. Hier spielt neben der Onanie der Ekel eine grosse Rolle. Solche Autoerotisten betrachten ihre Selbstbefriedigung als einen „ekelhaften“, erniedrigenden Akt. Der Ekel vor der eigenen Person steigert sich zum Ekel vor dem Leben, zum Weltekel. Das Leben, das nur sexuell gewertet wird, verliert jeden Wert. Es steht im Affekte der Ablehnung. So führt die Onanie auch in ihren Verdrängungsformen zum Selbstmord. Besonders Onanisten, die lange Zeit hindurch abstinent waren und denen es gelungen war, die Onanie wirksam zu bekämpfen, neigen nach einem Rückfall, der sie ihrer stolzen Hoffnungen auf Genesung beraubt, leicht dazu, an sich Hand zu legen und mit dem letzten onanistischen Akt, das ist mit dem Selbstmorde, die letzte grosse Strafe an sich zu vollziehen.

Ich möchte hier noch die Analyse eines Knaben erwähnen, bei dem Selbstmordideen eine grosse Rolle spielten, dessen Krankengeschichte ich in meiner Arbeit: Zwangszustände, ihre psychischen Wurzeln und ihre Heilung (Medizinische Klinik 1910, Nr. 5—7) beschrieben habe. Ich erlaube mir, das eine Stück dieser Krankengeschichte hier mitzuteilen:

„In meinem Buche „Nervöse Angstzustände“¹⁾ habe ich auf die psychischen Wurzeln des Stotterns hingewiesen. Ein stotternder Knabe,

¹⁾ Urban und Schwarzenberg. Wien und Berlin. 1908.

den ich im letzten Jahre behandelte, teilte mir mit, dass er nicht stottere, wenn er die Hand auf die Nase lege. Er drückte den rechten Zeigefinger auf den Nasenrücken und kann sofort fließend und deutlich sprechen. Dieser Knabe war ein arger Onanist. Seine heimliche Angst bestand darin, man könne ihn vielleicht entlarven, man könnte vielleicht erkennen, dass er onaniere. Sein Vater hatte ihm einmal aufgetragen, die Hände im Bette immer auf der Decke ruhen zu lassen. Also schien sein Vater Onanie zu befürchten. Was drückte er nun durch diese symbolische Handlung aus? Wenn er die Hand in der Tasche hatte, so konnte er onanieren. Dadurch dass er die Hand auf die Nase legte, demonstrierte er aller Welt: Seht nur her, ich onaniere nicht, ich habe ja nicht die Hand in der Tasche, sie liegt auf meiner Nase. Dabei war ihm die Nase das Symbol des Gliedes und er drückte durch diese Zwangshandlung dem Kundigen gerade so viel von seinem Geheimnis aus, als er verbergen wollte. Derselbe Knabe litt eine Zeitlang auch an Zwangslügen. Eines Tages erzählt er mir eine lange Geschichte, der ich sofort anmerkte, sie wäre erlogen. Ich fragte ihn sofort, warum er mich angelogen hat. Er verteidigt sich, er könne nichts dafür, „es komme plötzlich über ihn und dann müsse er lügen.“ Gestern habe er den Vater angelogen, ohne dass es nötig gewesen wäre. Der Lehrer erkrankte und sie bekamen schulfrei. Als er nach Hause kam, sagte er seinem Vater, sie hätten schulfrei bekommen, weil das schadhafte Dach der Schule ausgebessert werden müsse. Für diese Lüge wisse er keinen Grund anzugeben. Ob er sich sehr darüber gefreut habe, dass sie einen schulfreien Tag gehabt hätten!“ Ja sehr!

„Also hast du dich eigentlich darüber gefreut, dass der Lehrer krank geworden ist, statt mit ihm Mitleid zu haben, wie es sich für einen braven Schüler gehört.“

Dies gibt er zu; er hatte sich so oft gewünscht, dass der Lehrer erkranken möge und es war ihm unangenehm, diese unedle Regung vor seinem Vater zu enthüllen. Er hatte sich aber auch — was die Analyse an das Licht des Tages brachte — gewünscht, dass sein Vater erkranken möge. Das geht tiefer, als die bisherigen Konflikte, und man möge mir die Motivierung dieses Wunsches ersparen. Aber das war nur das eine Motiv für diese Lüge. Das andere war, dass er den Vater „prüfen“ wollte. Er wollte erkennen, ob der Vater wirklich „alles“ wisse, besonders, ob der Vater bemerken könne, dass er onaniere und dass er sehr „schlimme Gedanken“ im Innern verberge.

Diesem Knaben war vorher ein unangenehmes Erlebnis passiert. Er stand bei einem Spezialisten für Stottern in Behandlung, der in meinem Buche gelesen hatte, dass das Stottern mit Onanie und verdrängten sexuellen Wünschen im Zusammenhang stünde. Nachdem ihm der Knabe in Behandlung übergeben worden war, und er mit ihm

allein war, prüfte er seine Reflexe, sah ihm prüfend ins Gesicht und sagte: Du onanierst! Das war natürlich das Schlechteste, was er tun konnte. Denn dieser Knabe litt ja unter der Angst, alle Welt bemerke, dass er onaniere. Gerade infolge dieser Angst war er verlegen und stotterte in Gesellschaft, vor seiner Mutter, vor seinem Vater — kurz vor aller Welt, während er, wenn er allein war, wie alle Stotterer fließend sprechen konnte. Nun wurde er durch den Spezialisten in der Meinung bestärkt, man könne sein heimliches „Laster“ auf den ersten Blick erkennen. Er demonstrierte dann durch die Zwangshandlung (die Hand auf der Nase) aller Welt, dass er nicht onaniere. Dies alles erfuhr ich von ihm. Weshalb hatte er nun mich belogen? So wie er nun mit der Lüge die Allwissenheit seines Vaters zu Schanden machen wollte, so log er auch mich an, um mich zu „prüfen“ und sich zu überzeugen, ob ich wirklich alles erkennen müsste, weil ich ihm ja so viele Dinge von seinem Seelenleben erzählt, die keiner vor mir bei ihm vermutet hatte. Dieses Lügen geschah aus unbewussten „verdrängten“ Motiven und war deshalb von zwanghaftem Charakter.“

In diesem Falle sehen wir das ganze geheime Räderwerk: Das Schuldbewusstsein dem Vater und dem Lehrer gegenüber, denen er den Tod gewünscht hatte; die Hemmungen mit denen er belastet wurde. Wir begreifen, dass mit der Unfähigkeit, die Onanie aufzugeben, Selbstmordimpulse folgerichtig auftreten mussten. Er hatte Tage, wo er sich so müde fühlte und sich nach Ruhe sehnte. Tage, an denen es eines kleinen Anstosses bedurft hätte, um die stets bereite Phantasie eines Selbstmordes zur Tat werden zu lassen. Zufällig war er der beste Schüler. Wie hätte es kommen können, wenn er der schlechteste gewesen wäre?

Ich kann nicht umhin, zum Schluss meiner Ausführungen Ihnen aus der Erfahrung der letzten Tage die Analyse eines Schülerselbstmordes mitzuteilen, welche mir geeignet erscheint, die hier vorgebrachten Ansichten in unwiderstehlicher Weise zu bestätigen.

Es handelt sich um einen 18jährigen Handelsschüler, der noch des Vormittags in die Schule ging, am Unterrichte sehr aufmerksam teilnahm und eine Stunde später sich eine Revolverkugel in den Kopf schoss. Die Ursachen dieses Selbstmordes waren scheinbar leicht zu ergründen. Das Motiv hieß: „Unglückliche Liebe.“ Er hatte seit 2 Monaten ein Liebesverhältnis mit einem gleichaltrigen Mädchen und teilte seinen Eltern den Entschluss mit, sich mit diesem Mädchen zu verloben. Weil die Eltern ihm die Einwilligung nicht gegeben hatten, und er sich unfähig fühlte ohne Unterstützung der Eltern weiter zu leben, hatte er sich, so lautete seine erste Aussage, das Leben genommen. Nach mehrwöchentlichem Krankenlager konnte er, vollkommen genesen, seine Studien fortsetzen. Die durch die Tat erschreckten Eltern gaben

ihm die Einwilligung zur Verlobung; allein schon während des Krankensagers hatte er bemerkt, dass seine Geliebte für ihn den Wert verloren hatte, und so war es ihm ein Leichtes und gar kein Opfer mehr, nach mehreren Monaten das Verhältnis vollständig aufzugeben.

Er gibt zu, dass die gegen die Eltern gerichteten Rachephantasien bei der Tat den Ausschlag gegeben haben. Er hatte sich als verlorenen Menschen betrachtet, der nicht mehr denken könne, dem der Wahnsinn¹⁾ bevorstehe. Zeitlebens hatte er ein grosses Bedürfnis nach Zärtlichkeiten und diese wurden ihm auch von einer älteren Schwester zuteil. Wir erfahren, dass in dem Absagebriefe der Eltern sich auch ein Schreiben seiner Schwester befand, die ebenfalls mit sehr energischen Worten auf die Aussichtslosigkeit seiner Liebe hinwies. Kurze Zeit nach Erhalt des Schreibens führte er den Selbstmord aus.

Sein Geschlechtsleben zeigt bei erster Erforschung keine besonders auffälligen Abweichungen von den normalen Linien. Von Kollegen verführt suchte er mit 15 Jahren eine Prostituierte auf und versagte die ersten Male vollkommen. In der siebenten Gymnasialklasse begann er zu onanieren, wobei er eine libido empfand, die ihm bisher unbekannt gewesen. Er las jedoch verschiedene Bücher, die ihn über die Schädlichkeiten der Onanie belehrten, so dass er sie aus Angst, sich das Leben zu verkürzen, aufgab. Er hatte dann spärlichen sexuellen Verkehr mit Dirnen und Dienstmädchen. In der achten Gymnasialklasse onanierte er bloss 3mal im Jahre. Er gab aber zu, dass die Höhe der libido bei der Onanie niemals von dem normalen Akt erreicht wurde. Und nun erfahren wir, dass die Onanie bei ihm tatsächlich mit Inzestphantasien verknüpft war. Es war ihm beim ersten onanistischen Akte plötzlich eingefallen, ob er nicht eine alte Frau besitzen könne. Plötzlich tauchte zu seinem Entsetzen vor seinem Auge seine Mutter auf. Wir begreifen jetzt, warum er die Onanie aufgegeben hat. Es war die Inzestphantasie, die ihn als hochmoralischen Menschen an der Fortsetzung dieser Art von Befriedigung hinderte. Er erinnerte sich auch an verschiedene Vorkommnisse, die eine Inzestneigung zur Mutter bestätigen. Tief im Gebirge traf er auf einer Wanderung eine alte, hässliche Bäuerin; da tauchten ihm „böse Gedanken“ auf, die er voll Ekel sofort verdrängte. Verschiedene Träume handelten von seiner Mutter und von seiner Schwester. Jetzt erfahren wir auch, dass das Verhältnis mit dem Mädchen eigentlich ein sehr intimes gewesen und wahrscheinlich zu den letzten Konsequenzen geführt hätte, wenn

1) Die Angst vor dem Wahnsinn spielt bei den Selbstmördern eine grosse Rolle. Sie ist die Folge der geschilderten unbewussten, nach einem Durchbruch ins Bewusstsein ringenden, mit aller Energie zurückgestauten psychischen Konflikte: Schuldbewusstsein wegen der Onanie und der Inzestphantasien.

er nicht eine hemmende Kraft in sich gefühlt hätte, die ihn trotz der Aufforderung seiner Geliebten hinderte, von ihr Besitz zu ergreifen. Er behandelte sie wie eine Schwester. Auch beichtete er, dass er mit einem jüngeren Bruder mehrere päderastische Akte ausgeführt hatte.

Dem in der Psychoanalyse Kundigen wird es sofort klar, dass es sich bei dem Selbstmorde um eine „poena talionis“ gehandelt hat. Ein Brief der Schwester und der Mutter, der von der Aussichtslosigkeit der Liebe sprach, hatte den Ausschlag gegeben. Zwischen dem Mädchen und seiner Schwester, die denselben Vornamen führten, wurde eine Identifizierung vollzogen und es wurde ihm auf dem Wege dieser Identifizierung die Aussichtslosigkeit aller seiner Inzestphantasien zur sicheren Gewissheit. Er verschob den Konflikt von der Mutter, der Schwester und dem Bruder auf die Geliebte, die er ja wie ein „noli me tangere“, wie eine Schwester behandelt hatte. Was war also die Ursache seines Selbstmordes? Nicht der Absagebrief der Eltern! Nicht die Aussichtslosigkeit der Liebe mit dem Mädchen, die er ja hätte besitzen können! Nein — nur sein tiefes Schuldbewusstsein —, die Unlöslichkeit seiner seelischen Konflikte und die Unfähigkeit, die Onanie als Ersatz der Inzestphantasien und homosexuellen Akte weiter zu vollziehen.

Wir hören ferner, dass der erste onanistische Akt direkt nach einem Besuche bei einer Prostituierten — wohl gemerkt nach einem erfolgreichen — ausgeführt wurde. Das beweist uns, dass die Wirklichkeit ihm nicht die Befriedigung geben konnte, wie sie der mit der Inzestphantasie verknüpfte autoerotische Akt zu gewähren vermochte. Aber auch eine andere Erfahrung schöpfen wir aus diesem Beispiele. Er hatte schon seit den frühesten Kinderjahren die Gewohnheit, die Eltern zu erschrecken. Einmal ritzte er sich in die Hand, nachdem er sich ins Zimmer eingesperrt hatte, um die Eltern durch einen in so kindischer Weise ausgeführten Selbstmordversuch in Schrecken zu versetzen und sie seinen launischen Wünschen gefügig zu machen. Wir merken, wie hier die Tendenz zum Selbstmorde bis in die frühesten Kinderjahre zurückreicht. Das bestätigen ja Erfahrungen, die wir in der Psychoanalyse machen, die uns belehren, dass eigentlich die ersten Kinderjahre den Rhythmus angeben, in dem sich das spätere Schicksal des Menschen erfüllt.

Die tiefsten Ursachen der Kinderselbstmorde liegen also meiner Ansicht nach in einer fehlerhaften Erziehung, die das Kind mit Zärtlichkeiten überhäuft und es einerseits zu Inzestphantasien verleitet, andererseits dasselbe Kind, das so lüstern nach libido gemacht wurde und unfähig ohne libido zu leben, mit so starker Belastung beschwert, dass es unfähig wird, Lust ohne Schuldgefühl zu ertragen. Dass die Schrecken, mit denen der meiner Ansicht nach an und für

sich harmlose Akt der Onanie drapiert wird, sehr viel zur Verbreitung der Kinderselbstmorde beitragen, glaube ich bewiesen zu haben. Die hygienischen und moralischen, religiösen und ethischen Belastungen sind es, die das Kind sowohl als den Erwachsenen unfähig machen, das Leben weiter zu ertragen.

Hier müsste der Hebel angesetzt werden. Das wäre eine dankbare Aufgabe für die Lehrer, die dadurch wahrhaft zu Lehrern der Menschheit werden könnten. Ich meine: Die Schule verursacht nicht die Schülerselbstmorde, aber dass sie die Selbstmorde der Kinder nicht verhütet, das ist ihre einzige und vielleicht die grösste Sünde. Sie müsse dem Kinde über die schwere Zeit hinweghelfen, da seine Luftschlösser einstürzen und das grausame Leben die Unmöglichkeit erweist, die Phantasien zu verwirklichen. An der Irrealität seiner Phantasien stirbt das Kind und der Neurotiker. Dass sich so viele hochbegabte, talentierte Kinder finden, die in krankhafter Überschätzung eines momentanen Affekts auf alles verzichten, was ihnen das Leben noch bringen kann, das beweist uns nur, dass man es nicht verstanden hat, die Kinder rechtzeitig auf diesen Zusammenbruch der Ideale vorzubereiten, dass der Erzieher es verabsäumt hat, das Kind aus der Welt der Märchen in die des Lebens zu führen. Dass er es nicht verstanden hat, dem Heranwachsenden jenen Horizont zu verleihen, der die psychische Einengung des Gesichtsfeldes unmöglich macht, verabsäumt hat, ihm die Kleinlichkeit persönlicher Erlebnisse im Vergleiche zu der unendlichen Fülle und Unermesslichkeit alles Geschehens klarzulegen.

Erziehen heisst, das Kind für das wirkliche Leben heranbilden. Wir bilden uns ein, dem Kind durch eine „schöne“ Jugend einen reichen Schatz an Erinnerungen anzulegen, an denen es sein Leben lang zehren wird. Wir denken nicht, dass ein an reinen Harmonien verwöhntes Ohr durch eine plötzliche Disharmonie empfindlich gekränkt wird, dass aber die schönsten Wirkungen durch Auflösen disharmonischer Akkorde erzielt werden. Jener Erzieher, der sein Kind zum Verzicht anleitet, steht ethisch viel höher als derjenige, der es von Genuss zu Genuss führt.

Die Schule müsste es versuchen, das Kind mit sanfter Hand, gewissermaßen spielend aus dem Reiche der Phantasie in das Leben zu führen. Nicht mit leerem Formelkram und Aoristen, Akkusativen und Infinitiven, algebraischen Krimskrams und verwirrenden Jahreszahlen! Nicht mit grausamen Prüfungen und Vokabelfoltern! Sie müsste es verstehen, die Sinne des Kindes auf den Reichtum des Lebens zu lenken, auf die lebendige Natur, auf die unvergänglichen Meisterwerke der alten und modernen Kunst, auf alle Errungenschaften der Kultur. Welch wichtige Rolle dabei die grösste Lehrmeisterin der

Menschheit, die Geschichte, spielen könnte, ist jetzt noch gar nicht zu ermessen. Kurz, das Kind müsste in der Schule jene Liebe finden können, die es gewohnt ist, nach der es sich sehnt und die es so schmerzlich entbehrt. Es müsste ihm Gelegenheit gegeben werden, seine Sexualität zu sublimieren und seine überschüssigen Energien umzuwerten. Der Lehrer müsste der Freund seiner Schüler und selber ein Schüler des Lebens sein. Sein heissestes Bestreben und sein stolzes Ziel: Die alten Imperative zu durchbrechen, neue Ziele zu zeigen und freie, unabhängige Menschen zu schaffen.

VII.

Dr. med. Alfred Adler:

Der Wert statistischer Erhebungen soll keineswegs geleugnet werden, solange sie darauf gerichtet sind, ein Bild zu entwerfen über die Häufung der Selbstmordfälle und über begleitende Umstände. Schlüsse zu ziehen, sei es über die psychische Individualität, sei es über die Motive des Selbstmordes, ist auf Basis der Statistik allein unmöglich. Man wird da leicht zu voreiligen Anschuldigungen von Institutionen oder von Personen kommen, solange die treibenden Motive in ihrem vollen Umfang unbekannt bleiben. Soziales Elend, Mängel von Schuleinrichtungen, Fehler der Pädagogik, zahlreiche andere schwache Punkte unserer Kultur können dabei zur Aufdeckung kommen.

Aber wird uns daraus etwa die psychologische Situation des Selbstmörders, etwa die Dynamik klar, die ihn aus dem Leben treibt? — Wenn wir wissen, dass die dichtest bevölkerten Gegenden die relativ grösste Zahl der Selbstmörder aufweist, dass gewisse Monate den höchsten Stand der Selbstmörderziffern zeigen, lernen wir daraus auch nur ein einziges zureichendes, was sage ich? — erklärendes Motiv kennen? Nein. Wir erfahren nur, dass der Selbstmord, wie jede andere Erscheinung auch, dem Gesetze der grossen Zahl folgt, dass er mit anderen sozialen Erscheinungen Verknüpfungen aufweist.

Der Selbstmord kann nur individuell begriffen werden, wenngleich er soziale Voraussetzungen und solche Folgen hat.

Dies erinnert an die Entwicklung der Neurosenlehre.

Und auch, dass man, solange nicht volle Klarheit über die psychologische Konstellation des Selbstmordes und über das Wesen der Motive herrscht, an ein Verständnis oder gar an eine grundlegende Heilung nicht denken kann.

Und selbst wenn sich auf sozialem Wege ein Mittel fände, vereinzelt Selbstmorde zu verhüten, wie es die Aktion der Heilsarmee in

London versucht, indem sie Aufrufe erlässt, die Selbstmordkandidaten zu sich ladet, um ihnen Trost und Hilfe zu spenden, selbst wenn es gelänge, praktisch die Zahl der Selbstmorde, sei es durch Vertiefung der Religiosität, durch verbesserte Pädagogik, durch soziale Reformen und Hilfeleistungen einzuschränken, so bliebe es dennoch ein verdienstliches Werk, den psychischen Mechanismus, die geistige Dynamik des Selbstmordproblems klarer gestellt zu haben. Einerseits wegen der Möglichkeit einer individuellen, weiterhin durch das Mittel der Pädagogik und der sozialen Reform allgemeinen Prophylaxe. Andererseits, weil offenbar das psychische Gefüge des Selbstmörders im Zusammenhang steht mit psychischen Zustandsformen und psychischen Einstellungen anderer Art, vor allem solchen der nervösen und psychischen Erkrankungen. Sodass im Falle des Gelingens einer derartigen Zusammenhangsbetrachtung Ergebnisse des einen Problems zu Nutzen des anderen verwertet werden könnten.

Dieser Versuch der Zusammenhangsbetrachtung wird wesentlich unterstützt durch die Volksmeinung, die jedesmal geneigt ist, dem Selbstmörder den Milderungsgrund der Unzurechnungsfähigkeit zuzubilligen. Aber auch durch Ergebnisse aus der Psychiatrie, den Zusammenhang von Geisteskrankheit und Selbstmord betreffend.

Aus welchem Material kann ein Nervenarzt, der sich der psychoanalytischen Methode bedient, Erkenntnisse sammeln, um die Frage des Selbstmordes zu lösen?

Der gelungene Selbstmord vereitelt ja eine direkte Einsicht, etwa durch Befragen oder Reaktionsprüfung. Bleiben in diesem Falle nur Aufzeichnungen und Auskünfte der Umgebung, die mit Vorsicht aufzunehmen sind und höchstens Bedeutung erlangen können, wenn sie mit grundlegenden psychologischen Ergebnissen übereinstimmen. Insbesondere was Ansichten der Umgebung anlangt, ist die Tatsache festzuhalten, dass sich die unglaublich empfindliche Natur des Selbstmörders stets verkleidet und in Geheimnis hüllt.

Bleiben also nur die Fälle von misslungenem Selbstmord und die überaus häufigen unausgeführten Selbstmordregungen, die einer Erforschung durch die psychoanalytische Methode zugänglich sind. Freilich kompliziert sich dabei das Problem, weil diese Fälle gewöhnlich den Kompromisscharakter tragen, so dass sie im Zweifel stecken bleiben oder ungeeignete Mittel wählen und, während sie den Tod suchen, gleichzeitig auf Rettung bedacht sind.

Immerhin ist dies der einzige Weg, um Sicherheit darüber zu erlangen, welcher Art die Menschen sind, die den Tod suchen und welche Motive sie dabei bewegen. Da kann ich nun mit Bestimmtheit sagen, der Entschluss zum Selbstmord tritt unter den gleichen Bedingungen ein, unter denen sich der Ausbruch einer

nervösen Erkrankung (Neurasthenie, Angst- und Zwangsneurose, Hysterie, Paranoia) oder ein nervöser Einzelanfall vollzieht. Ich habe diese „neurotische Dynamik“ in einigen Arbeiten, „Über neurotische Disposition“¹⁾ und „Psychischer Hermaphroditismus im Leben und in der Neurose“²⁾ beschrieben, die als Fortsetzungen meiner „Studie über Minderwertigkeit von Organen (Urban und Schwarzenberg, Wien 1907) anzusehen sind. Die leitenden Gedanken dieser Arbeiten sind folgende:

Jedes Kind wächst unter Verhältnissen auf, die es zu einer Doppelrolle zwingen, ohne dass es diesen Sachverhalt mit seinem Bewusstsein erfasst. Wohl aber mit seinem Gefühl. Einerseits klein, schwach, unselbständig, entwickelt es Wünsche nach Anlehnung, Zärtlichkeit, Hilfe und Unterstützung. Und bald fügt es sich dem Zwange, der den Schwachen zum Gehorsam, zur Unterwerfung verpflichtet, wenn er Trieb-Befriedigungen und die Liebe seiner Pflegepersonen erlangen will. Alle Züge des erwachsenen Menschen von Unterwürfigkeit, Demut, Religiosität, Autoritätsglauben (Suggestibilität, Hypnotisierbarkeit und Masochismus beim Nervösen) stammen aus diesem ursprünglichen Gefühl der Schwäche und stellen psychische Zustandsbilder dar, denen offensichtlich bereits geringe Spuren von Aggression anhaften, Versuche etwas von Liebe und Triebbefriedigungen aus der Umwelt für sich zu gewinnen.

Zur gleichen Zeit, insbesondere aber deutlich im Laufe der Entwicklung tauchen Züge des Eigenwillens auf, ein Hang zur Selbstständigkeit, Grossmannssucht, Trotz machen sich mehr und mehr geltend und treten in Kontrast zu den anderen Zügen des Gehorsams. Ja, man merkt bald, dass diese Kontraststellung, offenbar unter dem Druck der Aussenwelt, bei Entfaltung des kindlichen Ehrgeizes, gross zu werden und seinen Trieben Befriedigung zu gewähren (Esstrieb, Schautrieb z. B.), sich stetig steigert. Die Quelle dieser Kontraststellung der Charakterzüge liegt in dem innern Widerspruch zwischen Unterwerfung und der Tendenz zur Triebbefriedigung. Das Kind merkt sehr bald, dass in seiner kleinen Welt vorzugsweise die Kraft gilt, und findet dafür in der grossen Welt reichliche Bestätigung. Und so behält es von den Zügen des Gehorsams nur diejenigen bei, die ihm Nutzen bringen, sei es einen Gewinn an Liebe, an Lob, Verzärtelung oder Belohnung. Leider führt gerade diese Art von Lebensbeziehung des Kindes leicht auf Abwege, und kann aus dem Unbewussten heraus

1) S. Jahrb. f. psychoanalytische und psychopathologische Fortsetzungen 1909, Denticke, Berlin, Wien.

2) S. Fortschritte der Medizin, 1910, Heft 16, Thieme, Leipzig.

intendenziöser Weise Situationen schaffen, in welchen der späterhin Erwachsene geradezu auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Solche Kinder werden in jeder Art Kränklichkeit, Ungeschicklichkeit, Ängstlichkeit, Schwachheit, im Leben, in der Schule, in der Gesellschaft ihre Beziehungen so einrichten, dass man sich ihrer annimmt, Mitleid zeigt, dass man ihnen hilft, sie nicht allein lässt u. s. w. — Gelingt ihnen dies Vorhaben nicht, so fühlen sie sich beleidigt, zurückgesetzt, verfolgt. Eine ungeheure Überempfindlichkeit wacht darüber, dass nicht die eigene Schwäche entlarvt werde. Immer ist es ein Schicksal, Pech, die schlechte Erziehung, die Eltern, die Welt, die Schuld an ihrem Unglück tragen, und in dieser Absicht steigern sie ihre Wehleidigkeit zur Hypochondrie, Weltschmerz und Neurose. Und noch mehr! Ihre Sehnsucht nach Mitleid, nach Bevorzugung kann so intensiv werden, dass sie die Krankheit als Mittel schätzen lernen, einerseits um das Interesse der Umgebung auf sich zu lenken, andererseits als Vorwand, um jeder Entscheidung auszuweichen. Diese Furcht vor jeder Entscheidung (die Prüfungsangst des Nervösen), die ihn nichts zu Ende bringen lässt, ihn gleichzeitig aber mit höchster Ungeduld und Hast erfüllt, die ihm das Warten (auf die Entscheidung, auf den Erfolg) zur grössten Qual macht, wird nur erklärlich, wenn man die ungeheuren Grössenideen des Unbewussten kennt und das Gefühl von deren Unerfüllbarkeit bei ausgesprochen nervösen Personen.

Diese intrapsychische Spannung, der dialektische Umschlag aus dem Schwächegefühl des Kindes in Grossmannssucht, wird begleitet, aber auch behütet durch dauernde Affektlagen der Ängstlichkeit, der Unsicherheit, des Zweifels an den eigenen Fähigkeiten. Und dies um so mehr, je grösser die dynamische Wirkung des Kontrastes, je hypertrophischer die Züge des Ehrgeizes und der Eitelkeit sich ausgestalten.

Die psychoanalytische Methode ermöglicht es, durch Reduzierung dieser psychischen Überspannung auf die Anfänge in der Kindheit die Ursachen anzugeben, für deren Bedeutung, ausserordentliche Kraft und Haltbarkeit. Ich konnte in allen Fällen, bei Nervösen, ausserordentlich befähigten Menschen und in den einer Untersuchung zugänglichen Selbstmördern den Nachweis erbringen, dass sie in den Anfängen der Kindheit ein besonders vertieftes Gefühl der Minderwertigkeit besaßen. Als Ausgangspunkt dieses Gefühls habe ich schon vor Jahren eine angeborene Minderwertigkeit von Organen und Organsystemen angeschuldigt, welchen zufolge das Kind beim Eintritt ins Leben durch Kränklichkeit, Schwäche, Plumpeheit, Hässlichkeit und Deformität,

sowie durch Kinderfehler (Bettnässen, Stuhlschwierigkeiten, Sprachfehler, Stottern, Augen- und Gehör anomalies) ins Hintertreffen gerät.¹⁾

Der von diesem Gefühl der Minderwertigkeit ausgehende stürmische Versuch zur Überkompensation, gleichbedeutend mit Überwindung des Fehlerhaften durch angestregtes Training des Gehirns, gelingt recht häufig, nicht aber ohne dauernd Spuren dieses Zusammenhangs und der Mehrleistung in der Psyche zu hinterlassen. Der ehemalige Bettnässer wird zum Reinlichkeitsfexen und Blasenathleten, das Kind mit unwillkürlichen Stuhlabgängen zum Hyperaestheten, die ursprüngliche Schwäche und Empfindlichkeit der Augen prädestiniert zuweilen zum Maler und Dichter und der Stotterer Demosthenes wird zum grössten Redner Griechenlands.²⁾ Dabei begleitet sie alle auf ihrem Lebenswege eine unbezähmbare Gier nach Erfolg und ihre dauernde Überempfindlichkeit sucht ihnen die Kulturhöhe zu sichern. Rachsucht, Pedanterie, Geiz und Neid begleiten diese Entwicklung, ebenso auch Züge von ausgesuchter Mannhaftigkeit, sogar Grausamkeit und Sadismus.

Nur eine Relation noch kann diese Spannung verstärken, und sie ist es gerade, die den pathologischen Gestaltungen dieser ins Gegensätzliche umschlagenden Dynamik ihre höchste Weihe gibt. Sie geht aus dem häufig anzutreffenden psychischen Hermaphroditismus hervor. Die Doppelrolle verleitet viele der Kinder, eine naheliegende Analogie mittelst einer falschen, aber aus Tatsachen geschöpften Wertung herzustellen, eine Analogie, der seit altersher ein grosser Teil der Menschheit unterlegen ist, und die eine ganze Anzahl der feinsten Köpfe, — ich nenne nur Schopenhauer, Nietzsche, Moebius, Weininger — mit geistreichen Sophismen zu stützen gesucht haben: ich meine die Gleichstellung von Zügen der Unterwerfung mit Weiblichkeit, der Bewältigung mit Männlichkeit. Dem Kinde wird diese Wertung recht häufig aus den Familienbeziehungen und aus der Umgebung aufgezwungen. Es kommt dann bald so weit, dass jede Form von Aggression und Aktivität als männlich, Passivität als weiblich empfunden wird. Dann geht das Streben des Kindes dahin, aus Gehorsam zu Trotz, aus der Folgsamkeit heraus zu Börsartigkeit, kurz aus den normalen Bahnen der kindlichen Fügsamkeit und Weichheit zu aufgepeitschten Bestrebungen der Grossmannssucht, der Starrköpfigkeit, des Hasses, der Rachsucht zu gelangen. Kurz, in den geeigneten Fällen (bei starkem Gefühl

¹⁾ Neuerlich hat Bartel (Wien), einen Spezialfall dieser Organminderwertigkeit, die lymphatische Konstitution in Zusammenhang mit Selbstmord gebracht. In der weiten Fassung, die ihr dieser Autor gegeben hat, wird sie sich, ebenso wie die von mir hervorgehobene Organminderwertigkeit auch als Grundlage von Neurosen entpuppen. Der Schlüssel zum Verständnis des Zusammenhangs liegt in beiden Fällen in dem kindlichen Gefühl der Minderwertigkeit.

²⁾ S. auch J. Reich, Kunst und Auge, Österreichische Wochenschrift 1908.

der Minderwertigkeit) setzt ein toller männlicher Protest ein, bei Knaben wie bei Mädchen. Selbst die körperlichen Schwächen und Fehler des Kindes werden dann nicht verschmäht, wenn sie als Waffen dienen können, um sich etwa durch Kränklichkeit, Kopfschmerzen, Bettnässen etc. das dauernde Interesse und eine gewisse Herrschaft über die Umgebung zu sichern. So wird aus dem Unbewussten heraus eine Situation geschaffen, in der die Krankheit, ja selbst der eigene Tod gewünscht wird, teils um den Angehörigen Schmerzen zu bereiten, teils um ihnen die Erkenntnis abzurufen, was sie an dem stets Zurückgesetzten verloren haben. Nach meiner Erfahrung stellt diese Konstellation die regelmäßige psychische Grundlage dar, die zu Selbstmord und Selbstmordversuchen Anlass gibt. Nur dass in späteren Jahren meist nicht mehr die Eltern, sondern ein Lehrer, eine geliebte Person, die Gesellschaft, die Welt als Objekt dieses Racheaktes gewählt wird.

Kurz anführen muss ich noch, dass eine der wichtigsten Triebfedern zu diesem männlichen Protest die häufig anzutreffende Unsicherheit des Kindes über seine gegenwärtige oder zukünftige Geschlechtsrolle ist. Aus dieser Unsicherheit heraus, die das double vie, die Bewusstseinspaltung, den Zweifel und die Unentschlossenheit der Nervösen vorbereitet, drängt es Mädchen und Knaben mit ungeheurer Wucht zum männlichen Protest in jeder Form. Aus diesem heftigen Streben stammen alle Formen der Frühsexualität und des Autoerotismus, die Masturbation wird zur Zwangserrscheinung, und ein unablässiges Streben nach „männlich“ scheinender Betätigung der Sexualität (unter anderem Don Juan, Messalina, Perversionen, Incest, Notzucht etc.) verankert sich als prägnantes Symbol des männlichen Protestes. Die Liebe selbst artet aus in eine unstillbare Gier nach Triumph, die Befriedigung des Sexualtriebes findet eine sekundäre Verwendung zum Zweck des Beweises der Männlichkeit oder auf einer psychischen Nebenlinie — wie im Falle der Masturbation — zum Zweck der Selbstbeschädigung im Sinne eines Racheaktes. Damit aber wird ein weiteres Vorbild geschaffen für eine etwaige spätere Selbstmord-Konstellation, die Wollust des Selbstmordes tritt an die Stelle der Masturbationslust.¹⁾

¹⁾ Auffallend häufig findet sich jugendlicher Selbstmord als Abschluss eines vergeblichen Ringens gegen den Masturbationszwang, der in scheinbar überzeugender Weise dem Patienten das Gefühl seiner Ohnmacht dartut. In ähnlicher Art verstärkt beim weiblichen Geschlechte die Beschwerde der Periode das „herabsetzende Gefühl der Weiblichkeit.“ Bekanntlich steigern sich um diese Zeit sowohl die nervösen Beschwerden als auch die Selbstmordfälle, eine deutliche Bestätigung der obigen Ausführungen.

Die Selbstmordidee taucht unter den gleichen Konstellationen auf wie die Neurose, der neurotische Anfall oder die Psychose. Selbstmord und Psychose wie die Neurose sind Ergebnisse der gleichen psychischen Konstellation, die durch eine Enttäuschung oder Herabsetzung bei Disponierten eingeleitet wird und die das alte Gefühl der Minderwertigkeit aus der Kindheit wieder zum Aufflammen bringt. Selbstmord wie Neurose sind Versuche einer überspannten Psyche sich der Erkenntnis dieses Minderwertigkeitsgefühls zu entziehen und treten deshalb zuweilen vergesellschaftet auf. In andern Fällen wirkt ein konstitutionelles Moment (die Stärke des Aggressionstriebes) oder Beispiele richtunggebend. Der „Heredität“ kann in gleicher Weise vorgebeugt werden, wie den Manifestationen selbst, und zwar durch die psychoanalytische Methode. Sie deckt das kindliche Gefühl der Minderwertigkeit auf, führt es von seiner Überschätzung auf das wahre Maß zurück, indem sie falsche Wertungen korrigiert, und stellt die Revolte des männlichen Protestes unter die Leitung des erweiterten Bewusstseins. Selbstmord wie Neurose sind kindliche Formen der Reaktion auf kindliche Überschätzung von Motiven, Herabsetzungen und Enttäuschungen. Und so stellt der Selbstmord — ganz wie die Neurose und Psychose —, eine Sicherung vor, um in unkultureller Weise dem Kampf des Lebens mit seinen Beeinträchtigungen zu entgehen.

VIII.

Dr. phil. Karl Molitor:

Die Frage der Schülerselbstmorde ist für den Pädagogen von ausserordentlicher Bedeutung; nicht nur wegen des erschütternden Eindrucks der vereinzelt Fälle, in denen der Knabe oder Jüngling sein Leben gewaltsam beendet, sondern in viel umfassenderem Sinne. Jedem Falle von Selbstmord wird ja — darauf ist in der Diskussion schon hingewiesen worden — eine ungleich grössere Zahl von Fällen entsprechen, in denen ähnliche Ursachen zu nervösen Erkrankungen oder doch zu psychischen Depressionen von längerer oder kürzerer Dauer führen. Sollten sich also aus dem Studium des Selbstmordproblems praktische pädagogische Folgerungen ableiten lassen, so kämen diese nicht nur wenigen besonders Gefährdeten, sondern überaus vielen einzelnen und unserm Erziehungswesen als Ganzem zu gute.

Die Beziehungen zwischen Schule und Selbstmord sind ja heute schon mehrmals interessant und tieferschürfend erörtert worden. Da hat sich zunächst, wie zu erwarten, gezeigt, wie seicht und gedankenlos

die dilettierenden Vulgärpädagogen urteilen, die in manchen Zeitungen ihre Tribüne finden und die bei jedem Fall von Schülerelbstmord von vornherein ein Verschulden des Lehrers annehmen und gewissermaßen auf Mord oder mindestens fahrlässige Tötung plaidieren. Ob individuelles Verschulden vorliegt, muss im einzelnen Fall gewissenhaft untersucht werden und wird untersucht, von vornherein wahrscheinlich ist es durchaus nicht. Handelt es sich doch bei dem, was die Statistik als „Motiv“ des Selbstmords anführt, höchstens um das auslösende Moment und zeigt doch die Durchleuchtung einzelner Fälle, dass als solches auslösendes Moment Misserfolge und Zurücksetzung, wie sie im heutigen Schulbetrieb (und wohl in jedem Schulbetrieb) ganz unvermeidlich und gewissermaßen statistisch voraussagbar sind, durchaus genügen.

Mit dieser Feststellung aber ist für den Pädagogen die Frage natürlich nicht erledigt, sondern hier beginnt sie erst. Wären die Beziehungen zwischen Selbstmord und Schule wirklich so grobschlächtig, so könnte man dies Problem mit Staatsanwalt und Disziplinaruntersuchung lösen. So aber gilt es, feinere Fäden zu entwirren.

Wir können bei dem Problem zwei Fragen unterscheiden. Wir haben gesehen, dass Schülerlebnisse nur bei solchen Individuen zum Selbstmord führen werden, die schon vor dem konkreten Ereignis unter schwerem psychischen Druck stehen. Und da ergibt sich die Frage: Trägt das Schulleben im allgemeinen dazu bei, diesen psychischen Druck zu erhöhen? Dann aber hat schon Dr. Sadger darauf hingewiesen, welche Heiltendenzen die Schule entwickeln, wie gerade das Verhältnis zur Schule, zum Lehrer unter Umständen den Knaben aufrecht halten kann. Und da ergibt sich die zweite Frage: Kommen in unserm heutigen Schulbetrieb diese Heiltendenzen zur vollen Geltung?

Die erste Frage muss ohne Zweifel nachdrücklichst bejaht werden. Hat Professor Freud die Forderung erhoben, dass die Schule den Knaben besser behandeln müsse als das Leben den Mann, dass man an die Jugend nicht dieselben Anforderungen stellen dürfe, wie an die Erwachsenen, so muss man den tatsächlichen Zustand eher so charakterisieren: Die Schule mutet dem Schüler oft sehr viel mehr zu, als der Erwachsene — es sei denn unter dem äussersten Zwang der Verhältnisse — je ertragen würde. Unser Klassifikationssystem schafft in seiner Trias von Einzelnoten, Konferenzergebnis und Zeugnis für den schwachen Schüler ein System der schriftlichen Festlegung und amtlichen Beglaubigung seiner Misserfolge, das für den schwer Lernenden zu einer seelischen Folter werden kann. (Das ist natürlich nicht der Normalfall.) Greift doch dieser Zustand oft auch auf Erwachsene über; es gibt ja ganze Familien, die an einer förmlichen Schulneurose leiden und in denen der Ausfall einer lateinischen Schularbeit Stürme der Verzweiflung oder der Freude hervorruft.

Diese Verhältnisse sind es, die die heftigsten Angriffe gegen die heutige Mittelschule hervorrufen. Und doch geschieht ihr damit eigentlich schwer Unrecht. Nicht die Schule als solche ist es, die diese Zustände schafft, sondern die Rolle, die ihr von der Gesellschaft zugewiesen wird. Unsere Mittelschule ist ja erst in zweiter Linie Erziehungs- und Lehranstalt, in erster Linie ist sie ein Institut zur Erwerbung von Berechtigungen. Immer mehr drängt die Entwicklung dahin, das Reifeprüfungszeugnis zur *conditio sine qua non* nicht nur für jede höhere Laufbahn, sondern sogar für ganz untergeordnete Anstellungen im Staatsdienst und bei grossen Unternehmungen (Bahn u. dergl.) zu machen. Die Tendenz, die dem zugrunde liegt, ist klar: Die sozialen Ober- und Mittelschichten wollen auf diese Weise ihren Söhnen eine möglichst grosse Zahl von Futterplätzen von vornherein sichern. Und tatsächlich hat heute so mancher junge Mann mit der Ablegung der Maturitätsprüfung den grössten Teil seiner Lebensarbeit bereits hinter sich; das andere besorgt dann der Onkel oder der Taufpate. Nur dass sich diese so wohl ausgedachte Einrichtung furchtbar rächt: der natürlichen Bedeutung der Knaben- und Jünglingsjahre wird so eine künstliche und ungesunde hinzugefügt: nicht wie sich das Individuum in dieser Zeit entwickelt, kommt in Betracht, sondern was es leistet und zwar auf Gebieten leistet, die seiner späteren Lebensaufgabe oft ganz ferne stehen.

Hier ist der Kopf des Wurms. Das Berechtigungswesen drückt unserer ganzen Schule einen ungesunden Charakter auf. Sie macht den Lehrer zu einem Werkzeug der sozialen Auslese und zwingt ihn dadurch geradezu streng, oft hart zu sein; denn lässt er locker, so heisst das, dass überhaupt nur mehr die soziale Stellung der Eltern und gar nicht die Begabung und Leistungsfähigkeit des Individuums entscheiden soll. Das bringt ihn in eine Doppelstellung zu den Schülern, denen er einerseits Erzieher und Freund, andererseits Richter und Vertreter der Staatsgewalt sein soll. Das vergiftet sein Verhältnis zu den Eltern, die dem Manne, der ihrem Kind so viel nutzen und schaden kann, in den seltensten Fällen mit voller Offenheit gegenübertreten. Das bringt ihn auch oft dazu, gewissermaßen zum Trainer zu werden und den schwachen Schüler zu immer neuer Arbeit anzufeuern, um ihm den schweren Schaden des Versagens zu ersparen, um Schwachbegabte um jeden Preis durchzudrücken.

Nur kurz möchte ich darauf hinweisen, dass die Verhältnisse noch dadurch verschärft werden, dass unsere Schule Massenschule, dass in gewissen Gegenden (Wien) die Überfüllung der Klassen geradezu Regel ist. Dadurch wird die Bewältigung des Stoffes erschwert, die Konkurrenz verschärft, in einzelnen Punkten eine auch vom Lehrer als unnatürlich straff empfundene Disziplin erfordert, das Individualisieren fast

unmöglich. Auch aus dem Grunde, weil, was als Berücksichtigung der Individualität eines nicht völlig normalen Schülers gemeint ist, von der öffentlichen Meinung der Klasse sehr leicht als ungerechte Bevorzugung aufgefasst wird.

Wie sehr unter solchen Umständen der nervös Veranlagte unter den Schulzuständen oft leiden muss — selbst unter Voraussetzung wohlwollender Gerechtigkeit und pädagogischen Verständnisses seitens der Lehrer — und wie gefährlich die ganze Situation werden kann, wird uns vor allem dann klar werden, wenn wir uns an die Ausführungen Dr. Adlers über die Rolle erinnern, die das Gefühl der Minderwertigkeit bei psychischen Krisen spielt. Und man kann nicht leugnen, dass die heutige Mittelschule bei einer nicht zu kleinen Gruppe von Schülern geradezu systematisch auf die Verstärkung dieses Minderwertigkeitsgefühls hinwirkt und das Selbstbewusstsein untergräbt, statt es zu fördern. Und dies einfach durch die Kraft der Tatsachen, so dass der Lehrer, denke man ihn so tüchtig wie man wolle, nur mildern, aber nicht aufheben kann. Unsere ministerielle Reformpädagogik vermag dagegen schon gar nichts weil ja ihre oft dankenswerten, öfter aber flüchtig gearbeiteten, inkonsequenten und den Dingen nicht auf den Grund gehenden Erlässe in erster Linie die Funktion haben, die öffentliche Aufmerksamkeit davon abzulenken, dass unser Mittelschulwesen materiell geradezu ausgehungert wird und deshalb z. B. die Überfüllung unserer Wiener Schulen ein schon jahrelang dauernder schreiender Missstand ist. Und an eine Aufhebung des Berechtigungswesens ist schon gar nicht zu denken; wo davon gesprochen wird, handelt es sich immer nur darum, die Verteilung der Berechtigungen auf die einzelnen Schultypen zu ändern, nicht aber den Zustand abzuschaffen, dass die Beurteilung der Leistungsfähigkeit eines erwachsenen Mannes oft vorwiegend davon abhängt, wie er, oft vor mehreren Dezennien, auf der Schulbank bestanden hat.

Diese in unserer Schuleinrichtung beruhenden Missstände werden in ihrer Wirkung nur noch durch psychologische Momente auf Seite der Eltern und der Lehrer verstärkt. Die an und für sich schon zu grosse Bedeutung des Schulzeugnisses wird von vielen Eltern noch übertrieben und nur grotesk-komisch kann man es nennen, wie von manchen Eltern der „Durchfall“ geradezu als ernstes Unglück betrachtet wird, auch wenn die daraus sich ergebende Notwendigkeit, den Unterhalt des Knaben ein Jahr länger zu bestreiten, keine oder doch keine beträchtliche Rolle spielt. Nichts ist charakteristischer für die unser Leben beherrschende Beamtenpsychologie, als der in solchen Fällen übliche Jammer: er „verliert ein Jahr“. Denn das ist ja richtig nur für die künftige Aktivitätszulage, aber nicht für die geistige und körperliche Entwicklung. Im Gegenteil, man rettet dem Knaben ein oder

mehrere Jahre seiner Jugend, wenn man ihm Zeit lässt, statt ihn unter ständigem Druck von Klasse zu Klasse zu hetzen, bis die gefürchtete Katastrophe doch endlich eintritt und zwar zu einem Zeitpunkt, wo der Schüler sich schon gewöhnt hat, im Hintertreffen zu stehen und wo auch aus unterrichtstechnischen Gründen die guten Seiten des Repetierens stark hinter den schlechten zurücktreten. Eine Aufklärung der Eltern in dieser Beziehung würde den Kindern manche schwere Ängstigung ersparen und dem Gespenst des „schlechten Schulzeugnisses“ den grössten Teil seiner Schrecken nehmen. Ein noch viel gefährlicheres Spiel spielen die Eltern, die ihr Kind trotz wiederholt und deutlich ausgesprochener Abneigung in einer bestimmten Studienbahn gewaltsam festhalten. Anders ist natürlich die Rolle des Durchfallens in den obersten Klassen der Mittelschulen, wo der Jüngling sich schon mit aller Kraft über die Mittelschule hinaussehnt und wo der Gedanke, ein Jahr länger in Verhältnissen bleiben zu müssen, denen man innerlich fremd geworden ist, auch ohne von aussen kommende Verstärkungen des Quälenden genug hat, um bei gegebenen Vorbedingungen eine Krise herbeizuführen.

Die Lehrer wieder, für die das Versagen eines Teils der Klasse etwas durchaus Normales, fast prozentual Vorausberechenbares ist, sind in Gefahr, sich nicht immer ganz klar zu machen, wie diametral entgegengesetzt die Auffassung desselben Ereignisses beim Schüler ist; sie glauben daher mitunter, die Schrecken des Durchfalls zur Erhöhung des pädagogischen Zwecks unterstreichen oder gar übertreiben zu müssen. Überhaupt lässt sich folgendes beobachten: Dem Lehrer machen natürlich disziplinar und pädagogisch die Schüler am meisten zu schaffen, die am widerstandsfähigsten sind und den Disziplinar Mitteln der Schule mit einer gewissen Ruhe gegenüberstehen. Unwillkürlich nun stuft sich von hier aus das Gesamtbild der Klasse, das der Lehrer sich macht, und der Ton, den er anschlägt, ab, und so kommt es, dass er die Empfindsamen oft rauher anfasst, als ihnen gut ist, nur weil er sich des Eindrucks, den seine Worte auf sie machen, nicht bewusst ist.

Nicht unerwähnt darf aber bleiben, dass noch gar oft diese Erzeugung eines Gefühls der Minderwertigkeit auch bewusst und planmässig befördert wird, und zwar auf Grund „ethischer Grundsätze“. Alle, die die Schule zum Werkzeug politischer und religiöser Reaktion machen wollen, fordern ja als oberste Leistung der Schule die „Erziehung zum Gehorsam“. Die konsequenten Vertreter dieser Richtung gehen direkt auf das Brechen des Individualwillens aus. Nur beispielsweise erwähne ich die an manchen Provinzanstalten ausgeheckten Regeln und Verbote, die in das Privatleben der Schüler schmerzlich eingreifen und für die niemand einen andern Zweck erkennen kann, als den, die Schüler ihre *capitis diminutio* recht fühlen zu lassen: „die Leute sollen

lernen, sich fügen“. Diese Behandlung der Schüler ist übrigens nur ein Spiegelbild der Behandlung, die die Lehrer sich bis vor wenig Jahrzehnten bieten liessen. In diesem Sinne schon sind die immer weitergreifenden Organisationsbestrebungen der Lehrerschaft ein wahrer Segen für die Schule: denn wer selbst ein willensstarker Mensch mit aufrechtem Rücken ist, wird auch solche erziehen wollen. In jedem Sadisten steckt ja eine masochistische Komponente.

Das Thema hat es mit sich gebracht, dass ich zuerst und recht ausführlich bei den schädlichen Momenten unseres Schullebens verweilen musste. Ich möchte aber dadurch keineswegs die Ansicht erwecken, als hielte ich diese Schädlichkeiten für überwiegend. Im Gegenteil, ich bin fest überzeugt, dass im Schulleben an und für sich wichtige Heilfaktoren liegen, die auch heute zur Geltung kommen, wenn auch ihre Wirkung nicht ganz ausgeschöpft, ja teilweise gehemmt wird. Ich denke da mit Dr. Sadger und Prof. Freud daran, dass die Schule dem Knaben wichtige persönliche Anknüpfungen vermittelt, dass sein aktives und passives Liebesbedürfnis hier Nahrung findet, dass sie seinem Gefühlsleben die Expansion über das Elternhaus hinaus ermöglicht. Besonders bei vorübergehender oder dauernder Entfremdung zwischen ihm und seinen Angehörigen wird er hier Ersatz finden können, und zwar insoferne in sehr günstiger Form, als hier zwischen einer grösseren Anzahl von Individuen eine Art äusserliche Intimität geschaffen wird, die es aber dem einzelnen völlig freistellt, die Bande mit dem und jenem fester oder lockerer zu knüpfen. Der in der Familie herrschende „Zwang zur Liebe“ fällt hier also weg. Diese Ersatzfunktion der Schule geht auch daraus hervor, dass die Anhänglichkeit an die Familie und die Liebe zu den Schulgenossen meist in umgekehrtem Verhältnis steht: Muttersöhnchen sind schlechte Kameraden und, wem der Vater das Ideal geblieben ist, der sucht es nicht im Lehrer.

Das Gesagte zeigt schon, dass ich die Beziehungen zu den Mitschülern für ebenso wichtig halte wie die zu den Lehrern. Auch die einstige Führerstellung des Vaters kann ja mindestens teilweise einem älteren, frühreifen Mitschüler zufallen.

Wie wirken nun unsere Schuleinrichtungen auf das Verhältnis der Mitschüler untereinander? In mancher Richtung direkt schädlich. Die einst übliche Erziehung zur Angeberei zwar kann wohl als im grossen und ganzen überwunden angesehen werden. Aber das Prüfungswesen mit seiner Konkurrenzatmosphäre besteht weiter, Neid und Eifersucht auf der einen, Überhebung und Selbstgerechtigkeit auf der andern Seite fördernd. Als das Wichtigste aber erscheint mir, dass heutzutage diese Beziehungen sich rein naturwüchsig, ohne positiv fördernden Einfluss des Lehrers entwickeln, indem sie entweder in den Freistunden ausser-

halb der Schule oder in den Erholungspausen, wo der Lehrer meist nur als passives Aufsichtsorgan anwesend ist, entwickeln. Dass dadurch oft Personen sehr zweifelhaften Werts, meist vorübergehend, eine Führerrolle spielen können, ist noch das geringere Übel. Aber, was gerade für unsere Frage in Betracht kommt, dadurch finden oft die von Adler gekennzeichneten Charaktere, für die die Stütze des Kollegialitätsgefühls von besonderem Werte wäre, keinen Anschluss, ja ihre Schwerfälligkeit und Schüchternheit machen sie oft zur Zielscheibe des Spotts. So kann in ihren Entwicklungsgang ein neues verhängnisvolles Moment kommen. Heute kann da der Lehrer nur selten zufällig und meist nicht sehr wirksam eingreifen. Ein wesentlicher Fortschritt wird erst dann zu erzielen sein, wenn die Schule neben einer Arbeitsgemeinschaft auch eine Erholungsgemeinschaft wird.

Hierzu haben wir in der Pflege des Jugendspiels, die sich allerdings auf dem Papier imponierender ausnimmt als in Wirklichkeit, gewiss einen hoffnungsvollen Ansatz. Doch treten hier die persönlichen Beziehungen hinter dem Sportlichen meist fast ganz zurück, und dadurch, dass das Jugendspiel in vielen Fällen dem Turnlehrer oder einem wissenschaftlichen Lehrer, der die betreffenden Schüler sonst gar nicht kennt, überlassen wird, wird dieses rein Technische noch mehr in den Vordergrund gerückt. Für unsern Zweck könnten nur solche Leibesübungen wirklich in Betracht kommen, die von selbst auch geselligen Zusammenschluss mit sich bringen, wie Wanderungen, Ruderfahrten, unter positiver Mitwirkung, nicht nur passiver Leitung von solchen Lehrern, die mit den Schülern auch wissenschaftlich arbeiten. Schon heute üben die leider so seltenen Schulausflüge den wohlthätigsten Einfluss auf Schüler und Lehrer.

Ich brauche nicht eigens hervorzuheben, dass diese Erweiterung der Schule zur Erholungsgemeinschaft auch das Verhältnis zwischen Lehrer und Schüler von Grund aus ändern und die gemütliche Distanz zwischen ihnen erheblich verringern würde. Trotz der vorhandenen Ansätze glaube ich nicht, dass allzu viel in dieser Richtung geschehen wird und zwar, weil zu jeder pädagogischen Reform Geld gehört. Solange die Unterrichtsverwaltung für solche Betätigung an den „Idealismus der Lehrerschaft“ appelliert, statt sie in die Lehrverpflichtung einzubeziehen und entsprechend zu entlohnen, wird, von vereinzelt Ausnahmen abgesehen, dieser Teil der Erziehertätigkeit wenig oder doch nicht mit voller Energie gepflegt werden. Schon aus dem Grunde, weil, besonders in den grossen Städten, die meisten Lehrer zu zeitraubender Nebenbeschäftigung genötigt sind.

Damit sind wir übrigens bei einem andern Punkt, der die Wirksamkeit unserer Schule aufs nachteiligste beeinflusst. Wer sich für 100 und mehr Jungen persönlich interessieren soll, wenn auch nur

flüchtig, braucht Zeit. Unsere Lehrer haben nie Zeit. Ausser der Stunde nicht, weil sie Opfer des Korrekturwahnsinns sind und weil die Zeit, die noch bleibt, oft bis zur äussersten Erschöpfung vom Nebenwerb in Anspruch genommen wird. In der Stunde nicht, weil ein immer erweiterter Lehrstoff bei gekürzter Unterrichts- und häuslicher Arbeitszeit erledigt werden soll. Die Folge davon ist, abgesehen von gesteigerter Nervosität unseres Schullebens, dass der Unterricht in vielen Fächern zu einem förmlichen Dahinjagen wird, dass der Lehrer die Sorge um die Erledigung des Lehrstoffes nie los wird. Das führt einerseits freilich zu einer fruchtbaren Ausnutzung der Zeit und nötigt zu einer Vervollkommnung des didaktischen Könnens. Andererseits aber verschwindet dadurch der Pädagog, der sich an den ganzen Menschen wendet, immer mehr hinter dem blossen Unterrichtstechniker. Und da er für die vielen einzelnen keine Zeit hat, arbeitet er immer mehr mit dem Abstraktum der „Klasse“. Er will die „Klasse“ dahinbringen, dass sie Tüchtiges leistet, das ist sein Ehrgeiz; leistet der schwache Schüler seinen Versuchen, ihn vorwärts zu bringen, längeren Widerstand, so entsteht der persönlich und sachlich sehr begreifliche Wunsch, ihn zu entfernen, weil er das „Niveau der Klasse“ drückt. So kann ein für seinen Beruf begeisterter und zur Gesamtheit seiner Schüler liebevoller Lehrer sehr hart gegen den einzelnen werden.

Hier scheinen mir die Gründe zu liegen, warum die Pädagogen, wie Prof. Freud sie wünscht, heute so selten sind. Die Lehrer werden durch ihre ganze Stellung und durch die Art des Unterrichtsbetriebs in die entgegengesetzte Bahn gedrängt. Die in der Öffentlichkeit so oft gehörte Meinung, alle Übelstände der Schule seien auf pädagogische Unfähigkeit der Lehrer zurückzuführen, gibt für eine richtige Beobachtung eine unstichhaltige Erklärung. Selbstverständlich kann ein hervorragendes pädagogisches Talent auch heute fruchtbare Wirksamkeit entfalten. Aber eine Masseninstitution wie die moderne Schule kann bei ihren Organen nicht exzeptionelle Begabung voraussetzen, sondern sie muss so organisiert und von solchem Geist erfüllt werden, dass auch der tüchtige Durchschnitt allseitig befriedigend seines Amtes walten kann.

Haben die vorstehenden Ausführungen die mannigfachsten Fragen des Schullebens berühren müssen, so glaube ich mich doch keiner Abschweifung vom Thema schuldig gemacht zu haben. Die psychische Förderung oder Hemmung durch die Schule hängt eben von den verschiedensten Faktoren ab. Jetzt gilt es noch, zu fragen, ob eine Selbstmordprophylaxe im engern Sinn durch die Schule möglich ist.

Da möchte ich vor allem nachdrücklich hervorheben, dass mir eine mechanische Prophylaxe, wie man sie in Wien versucht hat, da-

durch, dass man „selbstmordverdächtigen“ Schülern das schlechte Zeugnis nicht ausfolgt oder sie von ihren Eltern abholen lässt, gänzlich verfehlt erscheint. Einerseits setzt man sich der Gefahr aus, gerade die wirklich Gefährdeten zu übersehen. Andererseits wird dadurch geradezu die Vorstellung gezüchtet, der Selbstmord sei eine gewissermaßen normale, jederzeit zu erwartende Reaktion auf schlechte Schulerfolge. Dadurch wird dem Gedanken des Selbstmords neue suggestive Kraft zugeführt und in manchem vielleicht die schlummernde Idee erst ausgelöst. Die suggestive Wirkung ist es übrigens auch, die jeden ausgeführten Selbstmord zu einer eminenten Gefahr macht; finden wir doch häufig, dass einer, dem Selbstmordgedanken vielleicht schon lange vertraut waren, die Tat erst ausführt, wenn er jemand findet, dem er sie nachtun kann. Dieser Umstand mahnt zur äussersten Vorsicht und zu grossem Takt bei der Untersuchung vorgekommener Selbstmorde durch die Schulbehörden, vor allem aber bei der Diskussion in der Presse. Die sensationelle Art, wie nur allzu viele Zeitungen diese Dinge besprechen, die Märtyrergloriole, mit der ein solcher Unglücklicher gern umgeben wird, können leicht dem einen Opfer ein anderes nachziehen. Damit soll nichts gegen freieste Meinungsäusserung und gegen schonungslose Kritik der Schulzustände, wo man diese für die Schuldigen hält, gesagt werden. Aber, wer sich seiner Verantwortung bewusst ist, wird sagen, was er zu sagen hat, ohne den Fall in die bengalische Beleuchtung der Sensation und des Skandals zu stellen.

Sprechen wir dieser mechanischen Verhütung des Selbstmords die Chancen ab, so ist es vielleicht möglich, dass der kluge Lehrer in vielen Fällen indirekt rechtzeitig vorbauen kann.

Sehr oft sind Trotz und Rachsucht (gegen Eltern oder Lehrer) die eigentliche Triebfeder des Selbstmords. Nun ist in einem solchen Fall natürlich keineswegs ausgemacht, dass für diese Gefühle auch eine objektive Berechtigung vorlag. Vielmehr deutet eine solche Motivation öfter gerade darauf hin, dass die betreffende Person dem Herzen des Schülers nahe gestanden hat. Aber das darf man sich nicht verhehlen, dass gerade die „Trotzigen“ wohl die sind, die in unserer Schule meist am allerunzweckmäßigsten behandelt werden. Wo Gehorsam um jeden Preis das Erziehungsideal ist, wird ja natürlich Trotz zu einem Verbrechen, das den Schüler gewissermaßen ächtet. Aber auch sonst wird über derartige Reaktionen meist als über etwas ganz Irrelevantes hinweggegangen. Und gerade hier könnte in vielen Fällen der Lehrer sehr wohlthätig eingreifen, wenn er nach dem Anlass, der den Trotz hervorgerufen hat, nicht einfach wartet, bis die Reaktion abgelaufen ist, sondern selbst daran arbeitet, den gemüthlichen Kontakt

wieder herzustellen. Natürlich kann nicht darin, dass er seiner Autorität etwas vergibt und von berechtigtem Tadel etwas zurücknimmt, das Heilmittel liegen, sondern nur darin, dass er persönliche Anteilnahme am Schicksal des Schülers durchblicken lässt.

Der Lehrer, der sich gewöhnt, seine Schüler aufmerksam zu beobachten, wird auch den Typus bald herausfinden, der nach Dr. Adler besonders gefährdet ist. Unbeholfenheit, Schüchternheit, leichtes Erröten sind die Merkmale, die zuerst bei ihnen auffallen. Die scheinbar widerspruchsvolle Verbindung stark betonter Indolenz und Gleichgültigkeit mit übergrosser Empfindlichkeit ist ein besonders charakteristischer Zug. Hier wird eine eingehende, nicht auf die Lernerfolge beschränkte, sondern den Charakter berücksichtigende Besprechung mit den Eltern oft sehr viel Gutes stiften können; sie ist schon deshalb notwendig, weil solche Schüler oft zu Hause ein ganz anderes Bild bieten als in der Schule. So könnte psychologisch geschulter Blick des berufsmäßigen Erziehers auch die häusliche Behandlung günstig beeinflussen.

Ich bin mir bewusst, dass dieser bescheidene Versuch, Erkenntnisse, die mit Hilfe der Psychoanalyse gewonnen wurden, pädagogisch zu verwerten, diejenigen nicht befriedigen wird, die wollen, dass die Rede der Wissenschaft ja, ja, nein, nein sei. Denn eine Universalprophylaxe gegen Schülerelbstmorde gibt es nicht. Wer aber eingesehen hat, dass der Vereinfachung unserer Erkenntnisse ihre Vertiefung vorhergehen muss, der wird, glaube ich — nicht aus meinen Ausführungen, aber aus dem Verlauf der ganzen Diskussion — den Eindruck gewinnen, dass von der psychoanalytischen Forschung aus manche belebende Welle in den oft auch so trägen Strom unserer wissenschaftlichen Pädagogik dringen kann. Gegenüber der Gefahr der Veräusserlichung und Mechanisierung, die die experimentelle Methode — an ihrem Orte von unbestrittenem Verdienst — mit sich bringt, finden wir hier ein Gegengewicht: die Möglichkeit, ja den Zwang zu immer weiterer Vertiefung.

IX.

Prof. Freud:

Meine Herren, ich habe den Eindruck, dass wir trotz all des wertvollen Materials, das hier vorgebracht wurde, zu einer Entscheidung über das uns interessierende Problem nicht gelangt sind. Wir wollten vor allem wissen, wie es möglich wird, den so ausserordentlich starken Lebenstrieb zu überwinden, ob dies nur mit Hilfe der enttäuschten Libido gelingen kann, oder ob es einen Verzicht des Ichs auf seine Behauptung aus eigenen Ichmotiven gibt. Die Beantwortung dieser

psychologischen Frage konnte uns vielleicht darum nicht gelingen, weil wir keinen guten Zugang zu ihr haben. Ich meine, man kann hier nur von dem klinisch bekannten Zustand der Melancholie und von deren Vergleich mit dem Affekt der Trauer ausgehen. Nun sind uns aber die Affektvorgänge bei der Melancholie, die Schicksale der Libido in diesem Zustande, völlig unbekannt, und auch der Daueraffekt des Trauerns ist psychoanalytisch noch nicht verständlich gemacht worden. Verzögern wir also unser Urteil, bis die Erfahrung diese Aufgabe gelöst hat.

Die Emanation

der

psychophysischen Energie.

Eine experimentelle Untersuchung
über

die unmittelbare Gedankenübertragung im Zusammenhang mit
der Frage über die Radioaktivität des Gehirns.

Von **Dr. Naum Kotik** in Moskau.

Mk. 3.20.

Inhalt:

Vorwort. I. Einleitung; II. Historisches zur Frage der Gedankenübertragung; III. Eigene Versuche; Uebertragung akustischer Vorstellungen; IV. Ueber das Doppel-Bewusstsein; automatisches Schreiben und Mediumismus; V. Weitere eigene Versuche: Uebertragung optischer Vorstellungen und von Gemütsbewegungen; VI. Das Hellsehen und die Fixierung der Gedanken auf dem Papier; VII. Die Hypothese der psychischen Strahlungen und eigene Versuche; VIII. Die psychophysische Energie: Gehirnstrahlen und psychophysische Emanation; Schlussbetrachtung.

Das unterbewusste Ich

und seine Verhältnisse zu

Gesundheit und Erziehung.

Von **Dr. Louis Waldstein.**

Autorisierte Uebersetzung von Frau Gertrud Veraguth.

Mk. 2.—.

Inhalt:

I. Einleitung — Organgefühle — unterbewusste Eindrücke — Stimmungen und Erregungen — das taktile Gefühl — Aufmerksamkeit — Heredität — frühe Uebung — Genius — Feuerbach — die poetische Stimmung — Freude an der Kunst; II. Erziehung — Instinkt — Kinder-Kultur — Rassen- und Religionsvorurteile — Mädchenerziehung — Wirkung früher Eindrücke — Helen Keller — Religiöser Glaube — Natürliche Umgebung — Landleben — Individualisieren; III. Vage Gefühle — Telepathie — Schlaf — Träume — Uebertriebene Uebung des bewussten Ichs — Schlaflosigkeit — Korrektur von Stimmungen — Amiel — Unterbewusste Erinnerung an Krankheit — Nervöse Zustände — Hysterie und Neurasthenie — Selbstbehandlung der Hysterie — Hypnotismus — Suggestion — Hohes Alter — Geisteskrankheit — Halluzinationen — Glück — Sorge — Aberglaube — Omen — Behandlung von Geisteskrankheit; IV. Eindrücke gemischter Empfindungen — Musikalischer Unterricht der Blinden — Audition colorée — Reproduktion und Wiedererkennung — Wirkung von Gerüchen — Wirkung einiger Arzneien — Uebung der Sinne — die Schule von Nancy und der Hypnotismus — Lourdes — Epiduirus — Zusammenfassung.

Musik und Nerven.

Von

Dr. Ernst Jentsch in Breslau.

I. Heft: Preis Mk. 1.—.

Der Autor vorliegenden Heftes hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, die Grundlage des musikalischen Genusses, den Tonsinn und die diesem dienenden wunderbaren Einrichtungen des menschlichen Organismus nach dem derzeitigen Standpunkte der Wissenschaft in grossen Zügen zu schildern. Im Anschluss daran behandelt er den Tonsinn in der Tierwelt und die merkwürdige Tatsache der Existenz musikalischer Rassen. Die überaus klaren, zum Teil durch Abbildungen erläuterten Ausführungen des Autors, dürften das Interesse aller Musikfreunde beanspruchen. Ein zweites Heft wird einige weitere interessante Kapitel aus dem Gebiet Musik und Nerven bringen.

Die Frau in der Kulturbewegung der Gegenwart.

Von

Dr. Gertrud Bäumer in Berlin.

Preis: Mk. 1.30.

Betrachtungen über Frauenfrage als inneres Problem, Frauenwille in Liebe und Ehe, Kulturleistung der Frau und Mutterschaft, Ausgleichung des alten und neuen Prinzips in der Frauenbewegung bilden den Inhalt der Schrift. Mit viel Geist und Überlegung werden diese Fragen behandelt. Was Verfasserin gegen „das Recht auf Mutterschaft“ sagt, habe ich schöner und herzlicher nirgends gefunden. Aus dem von der geistigen Bewegung der Gegenwart ergriffenen Selbstbewusstsein der Frau heraus werden die Probleme der Frauenfrage entwickelt und der Weg ihrer Lösung vorgezeichnet; Ausgleich des alten Prinzips — Forderung tatsächlicher Männerrechte — mit dem neuen — Raum für das Weibesschicksal. *Pädagogische Warte.*

Das Erwachen des Geschlechtsbewusstseins und seine Anomalien.

Eine psychologisch-psychiatrische Studie

von

Dr. med. L. M. Kötscher in Hubertusburg.

Mk. 2.—.

Die normalen Schwankungen der Seelentätigkeiten.

Von

Prof. **Jacobo Finzi** in Florenz.

Übersetzt von Dr. **E. Jentsch** in Breslau.

Mk. 1.—.

Der Verfasser hat in vorliegender Abhandlung sich die verdienstvolle Aufgabe gestellt, den Leser mit den ebenso interessanten, als praktisch wichtigen Schwankungen der normalen Seelentätigkeiten bekannt zu machen. Er schildert die Veränderungen, welche das Seelenleben unter der Einwirkung physiologischer Ursachen (Anregung, Ermüdung, Gewöhnung, Diät, Milieu etc.) erfährt, und zeigt, dass zwischen geistiger Gesundheit und Geisteskrankheit keine Kluft besteht, vielmehr schon im normalen Seelenleben die Elemente der Geistesstörung, wenn auch nur rudimentär, sich finden.

Das Selbstbewusstsein; Empfindung und Gefühl.

Von

Professor Dr. **Th. Lipps** in München.

Mk. 1.—.

Der Verfasser behandelt in vorliegender Arbeit mehrere der wichtigsten psychologischen Probleme in einer Form, welche auch dem Verständnisse des in der Psychologie Unbewanderten keine Schwierigkeiten bereitet und geeignet ist, sein Interesse für den Gegenstand lebhaft anzuregen.

Im einzelnen bespricht L. unter anderem: den verschiedenen Sinn des „Ich“, das Ich und den Zusammenhang der Bewusstseinserscheinungen, das Ich als Einheit der Empfindungen, Vorstellungen etc., „Ich“, Gefühl und Empfindungen, die Affekte, Unabhängigkeit der Gefühle von Körperempfindungen, das „reale Ich“.

Die treffende Kritik, in welcher der Autor in seinen Ausführungen die Ansichten anderer Autoren unterzieht und die Auffassungen, zu welchen er selbst bezüglich der einzelnen behandelten Fragen gelangt, dürften die Beachtung aller Jener beanspruchen, welche über die Fortschritte der psychologischen Erkenntnis sich orientieren wollen.

Über das Pathologische bei Nietzsche.

Von

Dr. **P. J. Möbius** in Leipzig.

Mk. 2.80.

- I. Der ursprüngliche Nietzsche: 1. Die Abstammung. 2. Die Persönlichkeit.
 - II. Die Krankheit, 1. Die Migräne. 2. Die Entwicklung der progressiven Paralyse. Das Ende.
- Schlussbemerkungen.

Sinnesgenüsse und Kunstgenuss. Von Prof. Dr. Carl Lange

in Kopenhagen. Nach seinem Tode herausgegeben von Dr. Hans Kurella in Breslau. Geheftet Mk. 2.—. Gebunden Mk. 2.70.

Das Buch bedeutet eine Revolution im Reiche der Ästhetik. Mit einer umfassenden und tiefen Kunstkennerchaft ausgerüstet, die der seines Bruders Julius Lange gleichsteht, unternimmt es der berühmte Kopenhagener Pathologe, die gesamte Kunst als eine Summe von Genussmitteln zu betrachten, welche die direkt auf unsere Sinne oder vom Blute aus auf unsere Nerven einwirkenden Genussmittel ergänzen, um dem ewig regen Genussverlangen der Menschen zu genügen.

In einer meisterhaften, von Geist, Ironie und glühendem Kunst-Enthusiasmus sprühenden Skizzierung der Geschichte und des gegenwärtigen Standes der dekorativen Künste (Kunsthandwerk), der Malerei, Dichtkunst und Bühnenkunst zeigt L., dass andere als diese drei Kunstmittel nicht als heilende Kräfte der gesamten Kunstentwicklung zu finden sind.

Ein Schlussabschnitt lehnt alles Reden und Schreiben über das Schöne ab. Ein einleitender Abschnitt gibt die Physiologie des Genusses, die auch die des Kunstgenusses ist.

In zahlreichen feinen Einzelbemerkungen werden auch die besonderen Kunstmittel der einzelnen Künste hell beleuchtet. Der geistige Reichtum des Verfassers verstreut eine Fülle glänzender Aperçus, die unser ganzes Kulturleben beleuchten.

Dabei ist die Sprache einfach, klar, schmucklos, frei von jedem Versuche, durch die Form zu blenden; das Revolutionärste, Paradoxeste wird mit einer Spinozas würdigen Ruhe und Bestimmtheit gesagt.

So haben wir auf wenigen Seiten eine Entthronung aller idealistisch verschwommenen Ästhetik, den ersten glänzend gelungenen Versuch, eine allgemeine Kunstlehre auf physiologischer Grundlage zu geben, gestützt auf die Herausschälung der allen Künsten gemeinsamen Mittel, und der Nachweise der einfachen physiologischen Wirkung derselben.

Über Entartung. Von Dr. P. J. Moebius in Leipzig. (Heft III.)

Mk. 1.—.

Diese Abhandlung ist ein Muster gemeinverständlicher und doch streng wissenschaftlicher Behandlung eines Gegenstandes, der in neuerer Zeit zu den widersprechendsten Urteilen geführt hat. M. bemüht sich vor allem, eine schärfere Fassung des Begriffs „Entartung“ zu geben, durch welche die anhaftende odöse Nebenbedeutung der Verworfenheit beseitigt wird: nach seiner Auffassung ist Entartung jede Abweichung vom Typus, welche die Nachkommen schädigen kann. Er weist auf, wie man zu einem brauchbaren Maßstabe kommen kann, von dem aus die Abweichungen vom Typus speziell auf geistigem Gebiete sich beurteilen lassen, und schliesst mit treffenden Bemerkungen über den Verbrechertypus und das Genie, welches letztere, sofern es auf Disproportionalität beruht, auch nach Moebius dem Gebiete der Entartung zufällt.

Abnorme Charaktere. Von Dr. J. L. A. Koch in Cannstatt.

(Heft V.)

Mk. 1.—.

Kochs Abhandlung verfolgt den Zweck, Verständnis für die abnormen Charaktere, die so oft ungerecht beurteilt werden, zu eröffnen, indem er deren krankhafte Natur nachweist. Speziell beschäftigt sich der Verfasser mit den dem Grenzgebiete zwischen geistiger Gesundheit und ausgeprägter Geisteskrankheit angehörenden abnormen Charakteren im engeren Sinne.

Über das Eheliche Glück

Erfahrungen, Reflexionen und Ratschläge eines Arztes.

Von Dr. med. **L. Loewenfeld** in München.

Zweite Auflage. — *Biegsam gebunden.*

Preis gebunden Mk. 5.—.

Auszüge aus Besprechungen:

Ein wissender Praktiker spricht auf Grund reicher Erfahrungen in diesen Werke mit einer Delikatesse, die ihm ermöglicht, auch die heikelsten Probleme zu erörtern. Ein Arzt, der vor allem Mensch ist, ein Verstehender und Verzeihender. Das Buch, das jeder Denkende lesen sollte, birgt eine Fülle von Beobachtungen und Anregungen und ist wie ein Gespräch mit einem klugen, gütigen, alten Arzte, dem man sein Herz ausschüttet. Ich wünschte, wir hätten recht viele solcher Ärzte, und ich wünschte, wir hätten recht viele derartig wertvolle volkstümlich-medizinische Werke.

Die Gegenwart.

. . . . Hier nun begegnen wir allenthalben tiefgehenden Erörterungen, die wir jedoch hier nicht weiter behandeln können. Nur das eine sei hervorgehoben, dass der Verfasser sich überall als ehrlicher und konsequenter Denker bewährt, und auch Ansichten auszusprechen und zu begründen wagt, die von der Gesellschaft sonst in Acht und Bann getan werden. Dahin gehört z. B., wenn der Verfasser keineswegs unbedingt einen Vorteil darin erblicken kann, dass auch der Mann „im Stande der Unschuld“ in die Ehe eintrete. Erstlich sei die voreheliche sexuelle Tugend des Mannes durchaus keine Bürgschaft für eheliches Glück und dann ergeben sich aus einem Zusammenkommen zweier in diesen Dingen gänzlich unwissender Menschenkinder zuweilen peinliche Verlegenheiten, die gerade das Glück der Flitterwochen bedenklich stören können Den Schluss seines Buches bilden einige Beispiele glücklicher Ehen: Das Ehepaar Barret Browning, Robert und Klara Schuhmann und Lord Beaconsfield und seine Gattin.

Bund.

Über die Dummheit.

Eine Umschau im Gebiete menschlicher Unzulänglichkeit.

Von Dr. **Leopold Loewenfeld.**

Spezialarzt für Nervenkrankheiten in München.

Preis kartoniert Mk. 5.—.

Demnächst erscheint:

Zentralblatt
für
Psychoanalyse.

Medizinische Monatsschrift für Seelenkunde.

Herausgeber:

Professor Dr. **Sigm. Freud.**

Schriftleitung:

Dr. **Alfred Adler**, Wien II, Praterstrasse 42, und
Dr. **Wilhelm Stekel**, Wien I, Gonzagagasse 21.

Unter Mitwirkung von:

Dr. **Karl Abraham**, Berlin; Dr. **A. A. Brill**, New-York; Dr. **S. Ferenczi**,
Budapest; Dr. **E. Hitschmann**, Wien; Dr. **E. Jones**, Toronto; Dr. **Otto**
Juliusburger, Steglitz; Dozent **C. G. Jung**, Zürich; Dr. **F. S. Krauss**, Wien;
Professor **August di Lutzenberger**, Neapel; Prof. **Gustav Modena**, Ankona;
Dr. **Alfons Mäder**, Krenzlingen; Dozent **N. Ossipow**, Moskau; Dr. **Oskar**
Pfister, Zürich; **Otto Rank**, Wien; Dr. **Franz Ricklin**, Zürich; Dr. **J.**
Sadger, Wien; Dozent **W. Strohmayer**, Jena; Dr. **A. Stegmann**, Dresden;
Dr. **M. Wulff**, Odessa; Dr. **Erich Wulffen**, Dresden.

Jährlich erscheinen 12 Hefte
im Gesamtumfang von zirka 36—40 Druckbogen.

Heft 1 erscheint am 1. Oktober.